

Hermann Eberhardt

## Einmaleins der Beziehungspflege

Von den Grundlagen „guten Benehmens“.

Oder:

Was KNIGGE heute zu bedenken gäbe,  
wenn er eine Ethik für den Hausgebrauch schriebe.

Entwurf 2008

in der Druckfassung vom 22. Juli 2011



## Inhaltsübersicht

Einführung: Vom „Einmaleins des guten Tons“ zum Einmaleins der Beziehungs-Pflege .....	5
Verhaltensanleitung als ethisches Unternehmen.....	8
Grundlagen einer Ethik für den Hausgebrauch.....	13
Leben als Leben in-Beziehung .....	13
Vorgegebenheiten in-Beziehung .....	15
Von der Notwendigkeit pragmatischen Umgangs mit überkommenen Idealen.....	17
Urschauplatz: Eltern-Kind-Beziehung .....	20
Goldene Regel im Kontext der Elternschaft.....	20
Autorität im Zusammenhang unsymmetrischer Beziehungsgegebenheiten .....	21
Grenzen – gegen wechselseitige Überforderung .....	22
Achtsame Gleichbehandlung – angemessene Maßstäbe .....	24
Schule lebensstüchtiger Selbstsicherheit .....	25
Zur Leitvorstellung der Begegnung „in Augenhöhe“.....	27
Aufschauender Respekt als Bedingung des Lernens .....	28
Distanz und Nähe – angemessen ausgewogen .....	29
Respekt jenseits von Untertanengeist – Bündnis der Respektpersonen .....	30
Zusammenfassung und Überleitung .....	32
Schauplatz: Beziehung zwischen den Generationen.....	35
Vom Unterschied des Lebensstandes von Alt und Jung.....	35
Bedingungen des Dialogs.....	38
Von der bleibenden Bedeutung der Ehrerbietung .....	39
Allgemeine Elemente der Ehrerbietung – näher angeschaut .....	41
Weitere Anwendung grundlegender Einsichten .....	46
Zusammenfassende Überleitung .....	47
Schauplatz: Beziehung zwischen den Geschlechtern.....	48
Umgang im Kontext der Sexualität .....	49
Von der bleibenden Bedeutung achtsamer Kleidung .....	52
Abschließende Zusammenfassung .....	54

Weitere Schauplätze unterschiedlicher Lebensgegebenheiten.....	55
Besonderer Schauplatz: Religion.....	56
Züge des Lebens im Kontext entschiedener Gottesbeziehung .....	57
Zukunft der Religion im multikulturellen Umfeld .....	60
Schauplatz: Umwelt.....	62
Exemplarische Nachlese zu klassischen Nebenfragen .....	64
„Tischsitten“ .....	64
Kommunikation über Brief und technische Geräte .....	65
Schriftliche Korrespondenz.....	66
Schlußwort.....	69

## Einführung: Vom „Einmaleins des guten Tons“ zum Einmaleins der Beziehungs-Pflege

Wie es in meinen Besitz kam, weiß ich nicht mehr genau. Vermutlich stöberte ich es als Student antiquarisch auf. Ein Buch des Bertelsmann-Leserings aus der Reihe der „Praktischen Ratgeber“ mit dem Titel „EINMALEINS DES GUTEN TONS“, 474 Seiten stark mit anschaulichen Fotos und zahlreichen handgezeichneten Illustrationen, von „Dr. Gertrud Oheim“ verfaßt, erstmals 1955 erschienen, 1959 in 23. Auflage (706.-735. Tausend) – mit seinem ausführlichen Inhaltsverzeichnis am Anfang und dem gründlichen Register am Ende wahrlich ein „praktischer“ Ratgeber in allen gängigen Fragen „guten Benehmens“ zu Beginn der 60er Jahre – *und* ein Spiegel der Lebenseinstellung bzw. der gesellschaftlichen Gegebenheiten eben dieser Jahre!

Könnte ich den Ratgeber heute noch nutzen? Als das Buch erstmals erschien, durchlebte ich gerade meine Tanzstundenzeit und nicht nur seine Fotos und Illustrationen lassen die Erinnerung an die Tanzstunde mit ihren Benimmweisungen, ja überhaupt die Fünfziger Jahre wieder aufleben. Doch wie Vieles von damals wirkt heute abgestanden. Wie weit weg erscheint das Lebensgefühl dieser Zeit inzwischen! Ganz abgesehen davon, daß mir Verhaltensregeln, die einer nicht nur historisch einleuchtenden Begründung ermangelten, immer schon fragwürdig erschienen.

Natürlich lernte ich schon im Elternhaus im Zusammenhang von sogenannten Tischsitten, daß „man“ Kartoffeln mit der Gabel, nicht aber mit dem Messer zerteilt.<sup>1</sup> Doch wo lag der tiefere Sinn dieser nach meinem Empfinden unpraktischen Sitte? Anstandsregeln zu beherrschen und sich als Mensch „aus gutem Hause“ zu erweisen, ist das eine, mündige Urteilskraft an der Schwelle überkommener Sitte abzugeben, ein anderes. Daß Frauen im Alltag oder bei festlichen Gelegenheiten Hosen anhaben könnten, kommt bezeichnenderweise im GUTEN TON von 1959 nirgends ins Bild. Hier haben offenbar nur Männer „die Hosen an“. Etwa beim Sport und um eines Rekords willen das Letzte aus sich herauszuholen und dann auch angestrengt zu wirken, steht für Frau Dr. Oheim (S. 397) in Widerspruch zum erstrebenswerten Erscheinungsbild „weiblicher Anmut“.

Im Abschnitt „Die Beziehungen zwischen Mann und Frau“ lese ich bei Frau Dr. Oheim (S.125): „Der Mann wird [gegenüber Frauen] die Ritterlichkeit zum ersten Grundsatz seines Handelns wählen.“ Sofern mit „Ritterlichkeit“ Zuvorkommenheit oder die Tugend der Fairneß mit ihrer Forderung, konstitutionsbedingte Überlegenheit nicht auf Kosten des Gegenübers auszuleben, angesprochen ist, mag „Ritterlichkeit“ weiter zu den Umgangstugenden gezählt werden. Doch

---

<sup>1</sup> EINMALEINS, S. 97: „Kartoffeln darf man bei Tisch *nicht* mit dem Messer schneiden – das ist eine der primitivsten Eßregeln.“

als spezifische Mannestugend hat sie, so verstanden, ausgespielt, und wer sie – was vom Wort her unumgänglich erscheint – als solche weiter empfiehlt, muß sich der Implikationen solcher Empfehlung bewußt sein. Ritterlichkeit als *Mannestugend* schreibt die Geschlechterrollen fest und transportiert ein Frauenbild paternal(istisch)er Prägung. Der Mann, der selbstverständlich „Kavalierspflichten“ übernimmt, tut dies unter dem Leitmotiv natur- und gesellschaftsgebener Überlegenheit gegenüber der Frau. *Und* er kann sich dabei, auf den berühmten Urvater gängiger Anstandsbücher berufen, auch wenn bei diesem – ich rede von Adolph Freiherrn von Knigge und seinem im Jahr 1788 (1790 in dritter Auflage)<sup>2</sup> erschienenen Bestseller „Über den Umgang mit Menschen“ – der erst im 19. Jh. vom Ständischen ins Ethische übertragene Begriff der „Ritterlichkeit“ noch nicht begegnet.

Ob bei Nestor Knigge auch der Grund zu suchen ist, warum Frau Dr. Gertrud Oheim bei der Angabe ihrer Verfasserschaft vom EINMALEINS DES GUTEN TONS nicht auf ihren „Dr.“-Titel verzichten kann? Wer „seinen Knigge kennt“, findet Anhaltspunkte für die ungewöhnliche Beigabe des Titels. Nach Knigge ist „der Mann ... von der Natur und bürgerlichen Verfassung bestimmt ...“, das Haupt, der Regent der Familie zu sein“<sup>3</sup>. „Ich muß gestehn“, bekenn er im Kapitel „Über den Umgang mit Frauenzimmern“, „daß mich immer eine Art von Fieberfrost befällt, wenn man mich in Gesellschaft einer Dame gegenüber oder an die Seite setzt, die große Ansprüche auf Schöngesterei oder gar auf Gelehrsamkeit macht.“<sup>4</sup> Sicher weiß Knigge auch von „Damen die, neben allen häuslichen und geselligen Tugenden, neben der edelsten Einfalt des Charakters und neben der Anmut weiblicher Schönheit, durch tiefe Kenntnisse, seltene Talente, feine Kultur, philosophischen Scharfsinn in ihren Urteilen und Bestimmtheit im Ausdrucke, Gelehrte vom Handwerke beschämen.“ Doch sie begegnen so selten, daß Knigge es für seine „Pflicht“ hält, „die mittelmäßigen weiblichen Genies abzuschrecken, auf Unkosten ihrer und anderer Glückseligkeit nach einer Höhe zu streben, die so wenige erreichen“.

Gertrud Oheim erweist mit ihrem Doktor-Titel, daß sie besagte Höhe erreicht hat. Diesem „Frauenzimmer“ würde Knigge nicht mehr zu überlegen raten, „wieviel mehr Interesse diejenigen unter ihnen erwecken, die sich einfach an die Be-

---

2 Im folgenden zitiert nach Werner Zillig (Hrsg): Gutes Benehmen, Anstandsbücher von Knigge bis heute, Verlag Directmedia Berlin 2004, Digitale Bibliothek Band 108, S. 9393ff.

3 Zweiter Teil, III. Kapitel (Von dem Umgange unter Eheleuten), 9. Abschnitt, S. 163 – 11. Abschnitt, S. 165: „...da der Mann von der Natur bestimmt ist, der Ratgeber seines Weibes, das Haupt der Familie zu sein; da die Folgen jedes übereilten Schrittes der Gattin auf ihn fallen; da der Staat sich nur an ihn hält; da die Frau eigentlich gar keine Person in der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht...“ – 16., S. 171: „Der Mann muß Herr sein in seinem Hause; so wollen es Natur und Vernunft!“

4 V. Kapitel (Über den Umgang mit Frauenzimmern), 18., S. 201ff. auch für die folgenden Zitate.

stimmung der Natur halten und sich unter dem Haufen ihrer Mitschwestern durch treue Erfüllung ihres Berufs [als Hausfrau und Mutter] auszeichnen.“ Auf der anderen Seite rechnet aber wohl auch die promovierte Frau Oheim wie Altmeister Knigge damit, daß „das Gefühl der Schutzbedürftigkeit und die Überzeugung, daß der Mann ein Wesen sein müsse, das fähig ist, diesen Schutz zu verleihen, [...] von der Natur auch den Frauen eingepflanzt [ist], die Stärke und Entschlossenheit genug haben, sich selbst zu schützen.“<sup>5</sup> „Als Frau appelliere man mit etwas Hilflosigkeit an den ‚Ritter im Mann‘“, rät sie auf S. 301 ihren Leserinnen. Mag Artikel 3 unseres Grundgesetzes längst die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz und die Gleichberechtigung von Männern und Frauen festgeschrieben haben – „der dressierte Mann“ vorfeministischer<sup>6</sup> Zeiten wird auch 160 Jahre nach Freiherr von Knigge seine (spezifische) Ritter- oder Kavaliersonne wahrnehmen.

EINMALEINS DES GUTEN TONS von 1959 – Benimmratgeber paternal(istisch)er Prägung. Immer werden verständige Menschen den Wunsch haben, nicht als „ungehobelt“ zu erscheinen und des guten Umgangs(tons) kundig zu sein. Immer werden verständige Eltern für eine „gute Kinderstube“ ihrer Nachkommen sorgen wollen. So sehr Zeit und Lebensgefühl sich wandeln mag, zu wissen, was an Umgangsformen aktueller Brauch bzw. gängig und damit nicht „anstößig“ ist, ist in jedem Fall von Nutzen.<sup>7</sup> Sich hier kundig zu machen und anpassungsbereit und -fähig zu sein, empfahl Altmeister Knigge vor mehr als 200 Jahren mit guten Gründen. Doch das ständisch gegliederte Gesellschaftsgefüge seiner Zeit ist längst Vergangenheit und Fragen eines besonderen Verhaltensprotokolls oder spezieller Etikette sind an den Rand unserer demokratisch verfaßten Gesellschaft gewandert. So daß es für den normalen Zeitgenossen mit Sicherheit ausreicht zu wissen, wo er sich diesbezüglich im Sonderfall kundig machen kann.

Eindeutig in den Mittelpunkt des Interesses rückt dagegen die Frage allgemeiner Verhaltenskriterien und die Erkenntnis, daß entsprechende Beratung den epochalen Wandel vom paternal(istisch) geprägten Gesellschaftsgefüge in Lebensverhältnisse postpaternaler Gestalt berücksichtigen muß. Daß „Ritterlichkeit“ nicht mehr als spezifische Mannestugend nahe gebracht werden kann, bedeutet mehr, als künftig einfach auf diesen Topos zu verzichten. Grundsätzlich will geprüft sein, welches Menschenbild oder auch welche Rollenvorstellung die vorgetragenen Überlegungen bestimmen. In dem Maße, in dem Verhaltensregeln Moral transportieren, in dem Maße sind – kurz gesagt – auch ethische Überlegungen gefordert, die gewährleisten, daß die Erörterung lebendig bleibt und damit auch zukunfts offen ist. Das aber heißt heute, grundlegende Kriterien herauszuar-

---

5 III. Kapitel (Von dem Umgange unter Eheleuten), 4., S. 190.

6 So der provozierende Titel eines 1971 von Ester Vilar bei Bertelsmann in Gütersloh erschienenen Buchs aus der Zeit des Aufbruchs zu einem neuen Frauenbild.

7 Ich denke hier z.B. an Fragen der angemessenen Anrede usw.

beiten und Bedingungen der Urteilsbildung darzulegen, aus denen heraus selbstständig angemessenes Verhalten abgeleitet werden kann.

## Verhaltensanleitung als ethisches Unternehmen

Schon in der Abhandlung „Über Eigennutz und Undank“ aus dem Jahr 1795, in der Nestor von Knigge den ethischen Hintergrund seines berühmten Anstandsbuches von 1788/90 darlegt, steht zu lesen, daß es darum geht, „die Harmonie der ganzen Welt mit befördern zu helfen“.<sup>8</sup> Die Leitvorstellung der Harmonie findet sich in der metaphorischen Rede vom „Guten Ton“ wieder. Im EINMALEINS DES GUTEN TONS Dr. Oheims lese ich zur Begründung ihres Unternehmens: „Es haben sich im Laufe der Zeit in dem Bestreben, die *Harmonie* zwischen Mensch und Umwelt zu steigern, *Spielregeln* herausgebildet, denen man sich anschließen *muß*, will man nicht als Mißklang aus dem Konzert des menschlichen Nebeneinanders hervortönen und damit die Harmonie stören.“<sup>9</sup> Altmeister von Knigge wollte, indem er seine Erfahrungen weiter gab, für den rechten Umgang mit sich selbst und den Mitmenschen sensibilisieren. Dr. Oheim vermittelt praktische „Spielregeln“. Spielregeln sorgen für geordnetes Zusammenspiel. Auf das Bild vom Ton-Konzert angewandt erscheinen sie in Gestalt der allen beteiligten Musikern vorgegebenen Notenpartitur und im „Muß“, auf den vom Konzertmeister intonierten Kammerton gestimmt zu sein. Doch wo fügt sich lebendiges Leben ohne Beeinträchtigung in den Rahmen einer durchweg vorgegebenen Spielpartitur? Das „Wechselspiel“ lebendiger Beziehungen pervertiert unter dem Leitbild einer Symphoniekonzertveranstaltung zu einem zwanghaften Unternehmen. Menschen verschwinden hinter ihrem vor-geschrieben Rollenpart. Unterscheiden können sie sich allenfalls in dessen Darbietung innerhalb einer Skala von steif bis elegant. Zur diktierten „Harmonie“ gibt es keine Alternative.

Bedarf es weiterer Ausführungen zum Erweis, daß die Vermittlung von Verhaltensregeln ihren Sitz in einem zwanghaft bzw. paternal(istisch) geprägten Lebensgefüge hat? Hier wird Nachmachen, nicht Selber-Entscheiden gefordert. Sicher gibt es für Kinder im Stande der Unmündigkeit bzw. fehlender Urteilskraft dazu keine fügliche Alternative. Doch der Auftrag, mündige Selbstständigkeit zu fördern, weist über das undiskutierbare elterliche Diktat oder die unbesehene Weitergabe unumstößlicher Verhaltensregeln hinaus und fordert, den Weisungs- bzw. Ratbedürftigen in die Werkstatt der Entscheidungsfindung hineinzunehmen. Daß etwas so und nicht anders zu tun ist, weil es so und nicht anders Brauch oder Sitte ist, reicht dann als Antwort nicht aus. D.h. Brauch oder Sitte kommen un-

---

<sup>8</sup> A.a.O. S. 219f.. – Dort auch zahlreiche weitere Stellen zum Gedanken der Harmonie zwischen Selbst- und mitmenschlicher Beziehung, Eigen- und Gemeinwohl..

<sup>9</sup> A.a.O. S. 27 – Hervorhebungen von mir.

vermeidlich auf den Prüfstand ihres Sinngehalts. Nur auf diesem Wege kann gelingen, auch für neue Lebenssituationen angemessen gerüstet zu sein. Nur auf diesem Wege ist Erstarrung in überlebter Konvention zu begegnen. Diesen Weg meine ich, wenn ich oben sagte, daß es gilt, grundlegende Kriterien herauszuarbeiten und Bedingungen der Urteilsbildung darzulegen, aus denen heraus selbständig angemessenes Verhalten abgeleitet werden kann.

Damit aber bin ich bei dem, was ich um klarer Unterscheidung willen ethische Kompetenz nennen möchte, und bei der Notwendigkeit, „Ethik“ und „Moral“ nicht unbesehen in eins zu setzen. Mögen im unbedarften Sprachgebrauch leider nur zu oft „Moral“ und „Ethik“ als Wechselbegriffe begegnen, sie unterscheiden sich tunlich voneinander wie das Produkt von der Werkstatt, in der es entstand. Ethik steht dabei für die Werkstatt. Sie denkt darüber nach, nach welchen Prinzipien das Leben zum Wohle Aller bestmöglich gestaltet werden und gelingen kann. Im jeweils konkreten Lebenszusammenhang erwachsen aus diesem Nachdenken konkrete Lebensregeln, welche sich dann unter dem klassifizierenden Begriff der „Moral“ zusammenfassen lassen. Zeiten, Lebensanschauung und – zusammenhänge können sich wandeln. Der Moral eignet von ihrem Wesen als einmal gefertigtes Produkt (der ethischen Werkstatt) oder auch von den Bedingungen ihrer Aneignung her die Verlässlichkeit fester Konvention. Sie unterliegt damit zwangsläufig aber auch dem Schicksal, da und dort vom Wandel der Zeiten überholt und damit zur angemessenen Bewältigung neuer Lebensgegebenheiten untauglich zu werden. Im Vorstellungszusammenhang von Werkstatt und Produkt liegt auf der Hand, daß nur dasjenige Produkt sein natürliches Abschreibungs- oder auch Verfallsdatum überlebt, für das die Werkstatt zeitgemäße Innovation zur Verfügung stellt oder auch den Service der Qualitätssicherung leistet. In diesem Sinne stellt Ethik nicht nur moralische Lebensprinzipien zur Verfügung. Sie ist auch für deren Qualitätssicherung zuständig und tritt überall dort kritisch und gestaltend auf den Plan, wo Innovation der Moralanschauung im Interesse gelingenden Lebens fällig ist.

Wie gewandelte bzw. weiter entwickelte ethische Einsicht zur kritischen Auseinandersetzung mit überkommener Moralanschauung bzw. deren Implikationen führt, wurde oben schon am Beispiel der manchem vielleicht längst verstaubt erscheinenden Tugend der „Ritterlichkeit“ deutlich. Wenden wir uns dem allgemein bekannten Moralkodex der biblischen ZEHN GEBOTE zu, findet sich hier etwa mit dem 10. Gebot (2. Mose 20,17)<sup>10</sup> ein mindestens ebenso einleuchtendes

---

10 Die Zählung der „10 Gebote“ von 2.Mose 20,1-17 variiert in den Katechismen. Im Lutherischen Katechismus erscheint das „Bilderverbot“ (V. 4) dem Verbot „anderer Götter“ (V. 3) zugezählt. Um der Zehnzahl willen finden wir dann aber V. 17, wo es um das „Begehren“ geht, in zwei Gebote aufgeteilt. V. 17a spricht von den Immobilien, V. 17b von den „Mobilien“. Der Reformierte („Heidelberger“) Katechismus stellt dagegen das Bilderverbot als eigenständiges Gebot heraus und faßt V. 17 insgesamt als 10. Gebot zusammen. Der Katechismus der Katholischen Kirche

Beispiel. Unverkennbar geht es in dem Gebot um die strikte Achtung fremden Eigentums. Zunächst wird der Immobilienbesitz genannt, dann folgt eine Aufzählung möglichen beweglichen Besitzes. Als Eigentümer ist der Mann vorausgesetzt. Das „Weib“ des Mannes erscheint fraglos *neben* Knecht, Magd, Vieh und weiteren Sachgütern seinem Besitz zugeordnet! Daß dies im Zeitalter der Allgemeinen Menschenrechte nicht mehr in Frage kommt, ja ethische Einsicht längst bis zur moralischen Ächtung jeglicher Diskriminierung vorgegedrungen ist, bedarf kaum der Erwähnung.

Ich bemühte zum Eingang der Unterscheidung von Ethik und Moral den Vergleich von Werkstatt und Produkt. Faßt man den Moralkodex der ZEHN GEBOTE als Ergebnis ethischen Nachdenkens, wird zugleich auch deutlich, wie selbstverständlich dieses aus unmittelbaren Lebensgegebenheiten herauswächst. Die Lebensgegebenheiten der „Kinder Israel“ waren paternal geprägt. Moralische Prinzipien können nicht an *den* Lebensgegebenheiten vorbei wirksam werden, die sie zum Guten ordnen sollen. Das Patriarchat zur Entstehungszeit der ZEHN GEBOTE wurde nicht als Hindernis zum Guten gesehen. Man konnte sich nichts anderes vorstellen und entsprechend gestaltete sich der Moralkodex. Er mußte stimmig sein, zumal er nach Mose aus dem Munde Gottes kam. Ist ein Moralkodex erst einmal wirksam, entwickelt er die ihm eigene Kraft der Bewahrung in Gestalt von differenzierter Gesetzgebung, Sitte und Brauchtum und es bedarf weiterschauender Einsicht, um zu erkennen, daß jenseits der überkommenen Moral keineswegs nur Unmoral oder Chaos lauern, sondern auch vom fortschreitenden Leben selbst geforderte verbesserte Fortschreibung des Kodex. Vor dem Hintergrund der Sorge, im Gottesdienst könne das Chaos ausbrechen, wenn die Frauen *auch noch* mitredeten, schrieb der Apostel Paulus 1.Kor 14,34 spontan, die Frauen sollten allgemeinem Brauch gemäß in der Gemeindeversammlung schweigen. Auf der Spur der Freiheit von knechtender Gesetzstradition und im Zusammenhang weitergehender theologischer Reflexion konnte er andererseits Gal 3,28 jegliche Ungleichheit zwischen Menschen (vor Gott) dahinfliegen sehen.

Doch zurück ins Heute. Gängige Moral findet in Brauch, Sitte und Gesetzgebung ihren Niederschlag. Stoßen unterschiedliche Kulturen mit den ihnen jeweils eigenen Ausformungen von Moral aufeinander, wird alsbald deutlich, wie abhängig Moralanschauungen von ihrem jeweiligen Lebenskontext sind. Dem Muslim fundamentalistischer Prägung kommt eine Frau ohne Kopftuch unmoralisch vor. Aufgeklärte Abendländer halten den muslimischen Paternalismus mit seiner Un-

---

folgt im Prinzip der Logik des Lutherischen Katechismus, teilt V. 17 dann aber anders auf. Das 10. Gebot betrifft hier lediglich alle nicht ausdrücklich beim Namen genannten Objekte des Begehrens. Die Lutherische bzw. Katholische Weise der Gebotzählung ist die Gebräuchlichere. Ihr schließe ich mich im folgenden an.

terordnung der Frau für inakzeptabel.<sup>11</sup> Ihn deswegen einfach „unmoralisch“ zu nennen, verwehrt der aufgeklärte Standpunkt. Hier wird aus der Warte des Ethikers geurteilt, der von der Abhängigkeit des Moralsystems vom kulturellen Umfeld weiß und sich der „Toleranz“ verpflichtet sieht. Ethisch motivierte Sicht unterläuft die Selbstverabsolutierung geschlossener Moralsysteme. Spätestens, wo friedliches *Zusammenleben* von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung gefragt ist, erweist sich die Unterscheidung von Ethik und Moral und die Förderung ethischer Kompetenz als zwingend notwendig. Nur über sie ist spezielle moralische Befangenheit aufzulösen. Nur über sie ein kulturübergreifender moralischer Standort zu gewinnen.

Das aber heißt: Mochte „man“ sich zu Zeiten der Väter noch mit einer Sammlung überkommener Benimmregeln für die anständige Bewältigung des Alltags gerüstet finden, kann dies unter den Lebensbedingungen der zunehmend multikulturell bestimmten Gegenwart nur noch sehr eingeschränkt gelten. Die Welt ist – kurz gesagt – schnellebiger und bunter geworden. Weder läßt sich der Umgang mit ihr mit all seinen Eventualitäten in einem überschaubaren Regelwerk alten Musters fassen, noch entspricht direktive oder gar autoritäre Übermittlung von unumstößlichen Regeln dem Wesen zukunftsöffener Bildung von Herz und Verstand.<sup>12</sup>

So muß denn heute an die Stelle fertiger Anweisungen eine Handreichung zur eigenständigen Findung angemessenen Benehmens treten, sozusagen eine Ausrüstung mit ethischem Denkwerkzeug, das zu situationsgerechtem Verhalten zu helfen vermag. Diese Ethik für den einfachen Hausgebrauch entwickelt Kriterien oder auch Leitlinien der Einschätzung und des Verhaltens. Ihrem Wesen entspricht ihre nicht-direktive, sprich: argumentative Gestalt. Überblick zu vermitteln bzw. verständige Selbständigkeit zu fördern, ist ihr Anliegen. Sie greift, sobald Bereitschaft und Raum zum Nachdenken sowie die Fähigkeit zum Begreifen gegeben sind, und pflegt ein partnerschaftliches Beziehungsmuster, wohl wissend, daß Herzensbildung und Verständigkeit nicht per Diktat, sondern nur auf dem Wege einleuchtender Argumente zustande kommen können.

Vom KNIGGE über das EINMALEINS DES GUTEN TONS führte der Weg zur Forderung einer Ethik für den Hausgebrauch. Suche ich nach einem treffenden Titel für das geforderte Unternehmen, sollte in diesem sowohl das Moment des Elementaren, das sich in der Rede vom EINMALEINS findet, zum Ausdruck

---

11 Wer sich eingehend mit dem Koran befaßt, wird feststellen, daß die von ihm etablierte Rechtsstellung der muslimischen Frau zur Entstehungszeit des Koran im Vergleich zu vorislamischen Verhältnissen eine wesentliche Verbesserung bedeutete!

12 Daß Umgangsformen ohne Herzensfüllung zu abschreckend leeren Hülsen verkommen können, unterstrich schon Altvater von Knigge in seiner flammenden Auseinandersetzung mit der höfischen Höflichkeit seiner Zeit und redete kontrollierter Authentizität das Wort.

kommen, als auch der Hinweis, daß es um Grundfragen rechten Umgangs geht. Knigge schrieb für junge Erwachsene „Über den Umgang mit Menschen“. Im Rahmen eines zeitgemäßen ethischen Konzepts heißt das für mich, angemessene Pflege der Beziehungen zu erörtern, die das menschliche Leben ausmachen. Ist demnach der Titel meines Vorhabens mit EINMALEINS DER BEZIEHUNGS-PFLEGE vorgezeichnet, sind wir mit ihm alsbald schon inmitten der Sache. Es muß begründet werden, daß und warum es sinnvoll ist, menschliches Leben als Leben-in-Beziehung(en) zu verstehen, sowie warum es nahe liegt, das Gelingen des Lebens im Ganzen von rechter Wahrnehmung und Pflege der Beziehungen abhängig zu sehen.

## Grundlagen einer Ethik für den Hausgebrauch

### *Leben als Leben in-Beziehung*

Bevor ich darüber nachdenken kann, wie menschliches Leben am besten gelingen dürfte oder gestaltet werden sollte, muß ich einen Begriff von Leben bzw. von dem haben, was menschliches Leben ist, bedeutet oder ausmacht. Leben bedeutet Teilhabe am lebendigen Sein. Teilhabe am lebendigen Sein wird in-Beziehung erlebt. Das In-Beziehung-Sein ist es, das lebendiges Leben ausmacht.

Schon hinsichtlich leiblicher Lebensvorgänge bestätigt sich diese Anschauung. Der Fuß, der nicht mehr durchblutet wird, weil seine Verbindung/Beziehung zum für Durchblutung sorgenden Herzen aus welchen Gründen auch immer abbrach, stirbt ab. Die mögliche Ersatzprothese, die nur angeschnallt, aber nicht – ein Beziehungsvorgang! – mental integriert wurde, tut allenfalls Humpeldienste. Wahrscheinlich neigt der/die von der Amputation Betroffene dazu, sich als „Krüppel“ zu sehen. Auf jeden Fall empfiehlt sich bei der sogenannten Rehabilitation psychische Hilfe.

Daß es bei dieser um Fragen der *Selbst-Beziehung* geht, ist unübersehbar. Eine Frau, der die vom Krebs befallene Brust amputiert wurde, kann sich damit ihrer weiblichen Identität beraubt sehen. Der Hand-Werker, der bei einem Unfall seine Werk-Hand verlor, findet sich aus seiner bisherigen Lebensbahn geworfen und fragt sich möglicherweise, was ihm das Leben noch soll. Wie entscheidend die Teilhabe an lebendigem Leben von der Beziehung, die ein Mensch zu sich selbst hat, abhängt, wird auch abgesehen von „objektiven“ leibhaftigen Beeinträchtigungen deutlich. Wer sich vor dem Hintergrund seines inneren Wertesystems nutzlos, häßlich oder gar verachtenswert findet, sieht sich entsprechend an den Rand des Lebens gerückt.

Geht man diesem psychologischen Phänomen nach und fragt nach seinen Gründen, kommt alsbald die Lebens-Dimension der *Fremd- oder auch mit-menschlichen Beziehung* ins Spiel. Unvermeidlich prägt v.a. im Stadium des noch ungefestigten Selbst das Erleben, wie Menschen des umgebenden Lebenskreises mit einem Selbst umgehen, auch dessen Selbst-Einschätzung. Über die sogenannten Primärbeziehungen (Eltern) lernen Kinder, was sie von sich halten können. Wer von seinen Kollegen „gemobbt“ wird, bedarf schon eines stabilen Selbst-Wertgefühls, um davon nicht niedergeschlagen zu werden. Jedenfalls hängt die Frage der Lebensqualität wesentlich auch davon ab, wie es jeweils um die mit-menschlichen Beziehungen bestellt ist.

Daß darüber hinaus auch der *Beziehung zur Umwelt* lebenstragende Bedeutung zukommt, wird spätestens in dem Augenblick deutlich, in dem die Um-Welt sich merklich oder gar schmerzlich verändert. Dinge, mit denen wir umgehen, Tiere

und Pflanzen, die uns umgeben, das Gehäuse, in dem wir wohnen, der heimatliche Ort und seine weitere Landschaft – all das kann sich bzw. können wir mehr oder weniger stark mit unserem Selbst verbinden. Nicht nur das Kind liebt seinen Kuschelbär und verteidigt ihn gegen Angriffe. Wer redet nicht mit seinem Haustier? Nicht von ungefähr sagen Gärtner, daß Pflanzen am besten gedeihen, wenn man auch mit ihnen spricht. Mit „Heimat“ ist mehr beschrieben als ein Fleck auf der Landkarte. Die Redensart, alte Menschen ließen sich ohne Schaden für ihr Leben ebensowenig verpflanzen wie alte Bäume, spricht für sich. Achtloser oder auch unverständiger, will sagen: verantwortungsloser Umgang mit der Umwelt rächt sich unweigerlich. Allgemein scheint durch die Rede von Verantwortung die Gegebenheit des Lebens als Sein-in-Beziehung durch.

Leben-in-Beziehung – Leben im Gegenüber. Auch wenn es mancher Zeitgenosse mit den bisher genannten drei Beziehungsdimensionen des Lebens genug sein lassen mag – es gibt noch eine vierte Beziehungsdimension. Und diese erweist sich von umfassender, ja grundlegender Bedeutung, sobald der Mensch als religiöses Wesen bzw. *Religion* als Gestalt der über das erfahrbare Leben hinausgreifenden Verankerung oder auch Beziehungsbindung in den Blick kommt.<sup>13</sup> Nach seiner Religion sieht sich der Mensch – kurz gesagt – (seinem) Gott als Grund und Macht des Seins bzw. Lebens gegenüber. Aus der mit der Religion vorausgesetzten *Gottes-Beziehung* leiten sich dann auch die Gewiesenheiten in den anderen Beziehungsdimensionen ab. Der Koran als Glaubensurkunde des Islam setzt mit einem Gebet zum „barmherzigen“ Gott ein, in dem es um Gottesergebenheit und die rechte Lebensführung vor dem Hintergrund drohender Verfehlung geht. Der oben schon erwähnte Dekalog des Alten Testaments beginnt mit der (einen Beziehungshinweis einschließenden) Selbstvorstellung Gottes und legt im folgenden dar, wie das Leben des Gottes-Volkes auszusehen habe, wenn es gelingen soll. Im Neuen Testament kann Jesus (Mk 12,28ff.; Mt 22,55ff; Lk 10,25ff.) Gottes Anweisungen für gelingendes Leben im mehrdimensionalen Liebesgebot zusammengefaßt sehen. Es gilt, Gott zu lieben (*Gottes-Beziehung*) und seinen Nächsten (mitmenschliche Beziehung) wie sich selbst (*Selbst-Beziehung*). Daß Jesus damit die liebevolle Selbst-Beziehung positiv versteht, ist nicht zu übersehen, könnte er sie anders doch nicht zum Maßstab der mitmenschlichen Beziehung machen.<sup>14</sup> Dem entspricht auch seine in der sog. Bergpredigt

---

<sup>13</sup> Re-ligio bedeutet, wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt: Rückbindung.

<sup>14</sup> Ich verweise hier auf meine Ausführungen im Abschnitt „Selbst-Beziehung und Liebesgebot“ in: „Praktische Seel-Sorge-Theologie I“, 2. Aufl. S.168ff.. Übrigens finden sich auch bei Altmeister von Knigge nicht nur höchst weise Ausführungen „Über den Umgang mit sich Selbst“ (Teil I, Kap.2 seines Anstandsbuches von 1788/90). Von Knigges entschiedenes Anliegen ist es, wie er 1795 auf S. 325 seiner Abhandlung „Über Eigennutz und Undank“ beteuert, „den Unterschied unter erlaubter Selbstliebe und verwerflichem Eigennutze deutlich zu machen“ und damit – gegen den christlichen und philosophischen Trend! – jede grundsätzlich negative Einschätzung der

(Mt 7,12) überlieferte („Goldene Regel“ genannte) Grundforderung. „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch“, sagt er dort und bemerkt anschließend, daß diese Regel wiedergibt, was von „Gesetz und Propheten“ her zur rechten Lebensführung zu sagen ist.

Zu Beginn dieses grundlegenden Abschnitts faßte ich Leben als Teilhabe am lebendigen Sein. Teilhabe am lebendigen Sein wird in-Beziehung erlebt. Das In-Beziehung-Sein ist es, das lebendiges Leben ausmacht. Mit der „Goldenen Regel“ schließt sich der Kreis. *Auch ohne religiösen Hintergrund leuchtet die Goldene Regel ein.* Rechtes, gutes, gelingendes Leben entscheidet sich an der Weise, wie Beziehung wahrgenommen wird, denn lebendiges Leben ist Leben-in-Beziehung.

### *Vorgegebenheiten in-Beziehung*

Kein Menschenkind kommt allein oder gleichsam im leeren Raum zur Welt. Da ist nicht nur zumindest die Mutter, die es zur Welt bringt. Es trifft auch auf vorgeprägte Lebensgegebenheiten, die unweigerlich seine konkrete Umwelt und die Weise, wie hier Beziehung wahrgenommen wird, bestimmen. Es gibt bereits Gewohnheiten, eingespielte Übereinkünfte die Sicht des Lebens und den Umgang betreffend – eingefahrene Lebens-Gleise sozusagen. Wer auf ihnen fährt, weiß sich auf der sicheren Seite, kann sich darauf verlassen, in Sicht und Verhalten nicht falsch oder daneben zu liegen. Nachahmung gewährleistet erst einmal sicheres Fortkommen. Sehen, was „man“ sieht, und tun, was „man“ tut, kann nicht verkehrt sein. Was sich allgemein eingespielt hat und üblich ist, erscheint bewährt und der Überprüfung enthoben. Eingespieltes ist auf unbesehene Wiederholung oder auch entlastende Routine angelegt und begegnet in „Brauch“ und „Sitten“. *Brauch* und *Sitte* entsprechen dem Bedürfnis, sich in Bewährt-Vertrautem festmachen zu können. Mit ihrer Tradition stehen sie für das Moment der Ständigkeit des Lebens. Daß etwas „so und nicht anders üblich ist“ oder gar „immer schon so war“, reicht aus pragmatischer Sicht als Argument für dessen Begründung.

Verfolgt man Brauchtum und Sitten bis zu ihren Ursprüngen, erweisen sie sich unweigerlich als Elemente konkreter Beziehungs-Pflege. Von da her hängt ihnen auch moralisches Gewicht an, was freilich, sofern es in erster Linie um die Selbst-Beziehung ging, später kaum noch evident ist.<sup>15</sup> Brauchtum und Sitten

---

Selbst-Liebe zu überwinden. Siehe dazu auch das ausdrückliche Knigge-Zitat der Goldenen Regel aus dem Munde Jesu in meinem Schlußwort u. S. 69.

15 Niemand tat sich selbst einen Gefallen, der in Zeiten, in denen Messer noch eiserne Schneiden hatten und Geschmack abgaben, Fisch mit dem Messer traktierte. Heute trübt „Fisch mit dem Messer“ möglicherweise lediglich den konservativen (ästhetischen!) „Geschmack“ der anderen Tischgenossen und wird zu einer Frage der Abwägung in der Dimension der mitmenschlichen Beziehung.

dienen der Lebensqualität, wollen das Leben-in-Beziehung verbessern, sicherer machen, erleichtern oder im weiteren Sinne verschönern.

Als eine Gestalt von Brauch kann sich ein sogenanntes *Ritual* entwickeln. Aus bestimmtem Anlaß entsteht eine Abfolge von Handlungen oder auch Verhaltensweisen, die dem Anlaß angemessen erscheinen. Jedem, der es kennt, gewährt das Ritual volle Teilhabe an der Gestalt der Beziehungspflege, der es dient. Teilhabe hebt aus dem Alltag des Selbst heraus. Von daher eignet dem Ritual entsprechende Feierlichkeit. So zwingend die Teilhabe am Ritual mit dessen Kenntnis verknüpft ist, so folgerichtig begegnet mit ihm vorgegebenes Traditionsgut. *Feierlichkeit fußt in Tradition*. Um der Feierlichkeit willen können Menschen auch Rituale pflegen, die in eigentlich längst überlebter Tradition fußen.<sup>16</sup> Ja, sie sind hier sogar bereit, sich einer Sprache zu bedienen, die ihnen von Hause aus absolut fremd ist.<sup>17</sup>

Brauchtum und Sitten dienen je in ihrer Weise der Beziehungspflege und damit der Lebensqualität. In dem Maße, wie sie Althergebrachtes (Tradition) vergegenwärtigen, können sie allerdings auch veralten und unpraktisch, ja lebens- d.h. beziehungshinderlich werden. Natürlich ist die entsprechende Sicht eine Standortfrage. Wer sich im Althergebrachten geborgen sieht, pflegt und propagiert es. Wer es überlebt findet, sucht nach neuen, lebensgemäßerem Verhaltensformen und gerät damit gegebenenfalls zwangsläufig in Konflikt mit seinem Gegenüber. Es ist nun einmal so, daß sich Beziehung mindestens *zwei*-seitig vollzieht. Wohl für die *eine* Seite kann Wehe für die *andere* Seite bedeuten. Der damit gegebene Konflikt greift nicht etwa nur, wo sich Alt (Tradition) und Jung (Fortschritt) begegnen. Er kann auch in einem Selbst-für-sich etwa zwischen Gefühl (Bauch) und Verstand (Kopf) wirksam werden<sup>18</sup> und läßt sich auf jeden Fall nicht vorab oder abstrakt nach Entweder-Oder-Muster entscheiden. So wenig Beziehungspflege – die gleiche Würde der Beziehungspartner vorausgesetzt – ein einseitig zu entscheidendes Geschäft sein kann, so konkret ist abzuwägen und eventuell auszuhandeln, was sich für die Beteiligten zum Besten fügt. Das aber heißt: Im Angesicht von Brauch und Sitte mit Kompromissen zu leben, gehört zum Beziehungsalltag und ist weder vermeidbar noch unehrenhaft.

---

16 Für jedermann offenkundig dürfte dies bei etlichen Ritualen sein, die anläßlich einer Hochzeit gepflegt werden.

17 Ich denke hier nicht nur an traditionsträchtige Lieder, sondern z.B. an die Lateinische Messe oder auch die Bindung des Muslim an den arabischen Urtext des Koran.

18 Ein typisches Beispiel wäre hier für mich der Umgang mit Weihnachtsbräuchen.

## *Von der Notwendigkeit pragmatischen Umgangs mit überkommenen Idealen*

Gehen wir davon aus, daß Leben Leben-in-Beziehung ist und sich zwischen den Polen von Ständigkeit und Wandel, Tradition und Fortschritt vollzieht, ergibt sich folgerichtig, daß Leben auch „mit-Kompromissen-leben“ bedeutet. Wer dies nicht anerkennen will, bleibt in abstrakten bzw. lebensfernen Vorstellungen von Moral bzw. dem Zwang, nach Entweder-Oder-Muster zu urteilen, befangen und muß ihm fremde (oder neue) „Sitten“ als „unmoralisch“ verwerfen. Der Zwang, allein nach Entweder-Oder-Muster zu urteilen, dürfte sich jedoch in dem Augenblick lösen, in dem wahrgenommen wird, daß es im konkreten Leben keine Tugend gibt, die unbesehen ohne Schaden für ihre lebenstragende Funktion verabsolutiert werden könnte. Auch Tugenden haben – von ihrer Beziehungsdienlichkeit her gesehen – zwei Seiten.<sup>19</sup> Vermutlich steht hinter fremden Sitten nur eine entgegengesetzte Sicht.

Was ich damit behaupte, ist ausführlicher zu belegen. Bleiben wir zunächst beim Stichwort „Kompromiß“. Kompromißfähigkeit gehört zu den Erfordernissen gedeihlichen Leben-in-Beziehung, sobald sich Gegensätze auftun, hinter denen jeweils wohl begründete Anliegen oder Anschauungen stehen. Sind Anliegen oder Anschauung der Gegenseite auch als wohl begründet im Blick, erscheint Kompromißfähigkeit selbstverständlich als wert-voll. Sind sie es nicht oder fehlt jegliches positive Verständnis für die Position der Gegenseite, changiert, was im vorhergehenden Fall als Stärke gesehen wurde, zur Schwäche bzw. zum Unwert. Jeglicher Kompromiß würde hier die eigene (moralische) Identität beschädigen. „Keine Kompromisse“ bzw. unbedingte Selbstwahrung erscheinen angesagt. *Entweder* bewegt sich die andere Seite *oder* die Beziehung bricht ab. Natürlich kennt der Lebensalltag hier und da auch die Notwendigkeit, jeglichen Kompromiß zu verweigern und zwischenmenschliche Beziehung um des Selbsterhalts willen abzubrechen. Aber deswegen wird *Kompromißlosigkeit* nicht zu einer absoluten Tugend<sup>20</sup> und muß sich im konkreten Fall ebenso hinterfragen lassen wie willfähige Kompromißbereitschaft.

Was zur Tugend der Kompromißfähigkeit zu sagen ist, gilt für die weniger die Einstellung als das Handeln betreffende verwandte Tugend der *Bereitschaft zur Rücksichtnahme* entsprechend. Rück-Sicht schließt schon vom Wort her offene Augen für das Beziehungs-Gegenüber ein und spricht ihm zu, berücksichtigt zu werden. Rücksicht bildet die Grundlage der Goldenen Regel. Sie ist damit dann freilich aber auch an Zweiseitigkeit gebunden. Rücksichtnahme will wechselseitig ausgewogen geschehen. Nicht nur der Andere, auch das eigene Selbst fordert

---

<sup>19</sup> Ausführlich dazu der Abschnitt „Wertepolaritäten“ in: Pastorale Ethik, S. 37ff..

<sup>20</sup> Wer kompromißlos entweder dem „Kopf“ oder dem „Bauch“, dem Verstand oder dem Gefühl die Herrschaft über sein Selbst zuspricht, den bestraft das Leben!

Rücksicht. Verweigert ein Beziehungspartner dem anderen dauerhaft die beziehungsfördernde Rücksicht, kann der andere mit Rücksicht auf das eigene Selbst zum Abbruch der Beziehung gezwungen sein. In dem Maße, in dem sich Rücksicht und Selbstaufgabe um gedeihlichen Lebens willen ausschließen, in dem Maße ist zwischen angemessener und übertriebener, d.h. falscher Rücksichtnahme gegenüber dem Beziehungspartner zu unterscheiden. Umgekehrt greift diese Unterscheidung natürlich auch dort, wo Selbstwahrung übertrieben wird und *absolute* Rücksichtslosigkeit nach außen zeitigt.

Daß diese Folgerungen eine Menge in sich haben, wird in dem Augenblick offenkundig, in dem man sich etwa vergegenwärtigt, wie fraglos sich überkommene christlich geprägte Moral im Zusammenhang ihrer Forderung der Nächsten-Liebe gegen *jede* Gestalt von *Rücksichtslosigkeit* gegenüber dem Mitmenschen stellt. Selbst-Liebe erscheint durchgängig verdächtig. Der schlechte Geruch des „Egoismus“ haftet ihr auch dort an, wo es um natürliche Selbst-Wahrung geht. Dem Ideal der Nächstenliebe auf der einen entspricht das Ideal der Selbstauf- oder -hingabe auf der anderen Seite. So wahr rechte Beziehungspflege da und dort auch Selbst-Vergessenheit einschließt, so wahr gilt jedoch zugleich, daß die ideale Forderung un-bedingter Rücksichtnahme im Sinne absoluter Nächstenliebe nur in dem Fall allgemein lebensförderlich zu sein vermag, wo sich *alle* jederzeit an sie halten. Nur, wo das Selbst der Rücksichtnahme seines Gegenübers durchgängig gewiß sein kann, kann das Thema der Selbst-Wahrung vernachlässigt werden. Nur, wo *jedermann* selbstverständlich Immanuel Kants „Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft“<sup>21</sup> folgt, d.h. tatsächlich in-Beziehung realisiert, kann daraus – Übereinstimmung im Urteil über die Lebensgegebenheiten vorausgesetzt – eine *praktische* Lebensregel werden. Doch Leben-in-Beziehung wird keineswegs allein von „reiner Vernunft“ bestimmt, und Kants „kategorischer Imperativ“ ist nicht von ungefähr abstrakt, d.h. vom realen Leben-in-Beziehung absehend, formuliert.

Im Zusammenhang pragmatischer Konflikte in-Beziehung erscheint es weise, sich an den Satz „Der Klügere gibt nach“ zu halten. Wird aus dem Satz ein allgemein gültiges Prinzip, ist mit ihm jedoch unweigerlich die „Herrschaft der Dummen“ festgeschrieben. Daß dies nicht im Sinne gelingenden Lebens sein kann, liegt auf der Hand. Zu viel des Guten tut hier nicht gut! Daß neben der Tugend der Nachgiebigkeit auch alle weiteren Tugenden in-Beziehung auf ein mögliches „Zu-viel“ zu hinterfragen sind, läßt sich vermuten. Für die Tugend zwischenmenschlicher Rücksichtnahme gilt es erwiesenermaßen, so bald deutlich ist, daß ein Zu-viel auf der einen zwangsläufig das Zu-wenig auf der anderen

---

<sup>21</sup> Kritik der praktischen Vernunft (1787), Erster Teil, I. Buch, 1. Hauptstück. „§ 7. Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft[:] Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“

Seite nach sich zieht. Nimmt man vor diesem Hintergrund Geber und Empfänger von Rücksicht zugleich in den Blick, ist alsbald auch klar, daß das Maß des Gebens und Empfangens von Rücksicht oder auch Entgegenkommen zumindest im Zweifelsfall am besten von den Beteiligten ausgehandelt wird. Es kann nicht im Sinne gelingender Beziehung sein, einander auf Verdacht mit Rücksicht zu erschöpfen oder zuzuschütten. Zu viel Rücksicht bzw. Entgegenkommen erschöpft hier und entmündigt dort. Wer Nächsten-Liebe *über* die Selbst-Liebe stellt, begibt sich der Korrektur durch diese. Wird der Selbst-Liebe der Vorzug gegeben, liegen die Dinge nicht anders. Nicht von ungefähr fordert deshalb das Biblische Liebesgebot, den Nächsten (genau so) *wie* sich selbst zu lieben. Nicht von ungefähr sieht Jesus das Leben-in-Beziehung hinreichend geordnet, wo jeder mit seinem Gegenüber so umgeht, als ob es um ihn selbst ginge.

Um Ethik für den unmittelbaren Alltags- oder Hausgebrauch geht es mit dem Unternehmen, ins Einmaleins der Beziehungspflege einzuführen. Natürlich gilt der grundlegende Ansatz dieser Ethik auch dort, wo große Fragen und Entscheidungen von Welt- oder Menschheitsformat auf dem Spiel stehen. Hieße anderes doch, einer Doppelmoral das Wort zu reden oder zu behaupten, für größere oder kompliziertere Rechenvorhaben gelte das Einmaleins nicht mehr. Davon, daß dem nicht so ist, dürfen wir ausgehen. Daß über den Hausgebrauch hinausgehende Zusammenhänge vielfältigere Berücksichtigung fordern und die Übersicht dann schwieriger wird, muß allerdings auch gegenwärtig sein. Wenn Leben-in-Beziehung schon im überschaubaren Nahbereich Kompromisse und sorgsamem Umgang mit zur Verabsolutierung neigenden Idealvorstellungen bzw. Entweder-Oder-Konstellationen verlangt, wie viel mehr sind diese dort gefordert, wo weitergehende Verflechtungen greifen! Auf der anderen Seite kann das jedoch nicht heißen, daß einmal erkannte Grundwerte nicht Grundwerte blieben. An der maßgeblichen Bedeutung der Goldenen Regel kann sich auch in den nächsten zweitausend Jahren nichts ändern – vorausgesetzt, die ihr innewohnende lebensbejahende Grundhaltung wandert mit.<sup>22</sup> Auf dem Boden der Goldenen Regel erwachsen schlüssig die „Allgemeinen Menschenrechte“. Daß ihre allgemeine Verwirklichung in der Welt noch lange aussteht, spricht nicht gegen sie, und ganz gewiß dafür, sich wenigstens schon einmal mit dem Einmaleins der Beziehungspflege vertraut zu machen.

---

22 Menschen auf selbstgestörtem Pfad, vermögen über die Goldene Regel auch nur ihre Störung weiterzugeben. Schon aus diesem Grund ist wichtig zu sehen, daß das Biblische Gebot der Nächsten-Liebe ausdrücklich vom entsprechenden Umgang mit sich selbst ausgeht.

## Urschauplatz: Eltern-Kind-Beziehung

Im Zuge der einleitenden Überlegungen war es schon angeklungen: Erster Ort von Leben-in-Beziehung und elementare Erfahrungs- und Lehrstätte in-Beziehung ist, was der Volksmund die „Kinderstube“ nennt. Eine „gute Kinderstube“ wird demjenigen bescheinigt, der das Einmaleins der Beziehungspflege beherrscht.

In-Beziehung wird In-Beziehung-Sein erfahren und eingeübt. Daß es sich dabei um einen ganzheitlichen Vorgang handelt, ist nicht zu übersehen. In erster Linie prägt das Erleben. Alles Reden muß dazu stimmen, oder es wird unglaubwürdig. Nur, wo Reden und Tun der primären Bezugspersonen übereinstimmen, bleiben dem von ihnen lernenden heranwachsenden Menschenkind Brüche in der eigenen Lebenslinie erspart.

Werden Grundbegriffe der Beziehungspflege Menschenkindern naturgemäß in erster Linie über deren primäre Bezugspersonen vermittelt, legt sich nahe, Grundfragen rechter Beziehungswahrnehmung auch im elementaren Zusammenhang zu verhandeln. Elementarer Kontext ist das Gegenüber von – ich gehe hier vom Normalfall aus, daß die primären Bezugspersonen zugleich die Eltern sind – Eltern-Person und abhängiger Kindes-Person. Was dem kleinen Menschenkind zu vermitteln ist, bildet sich ihm über das Verhalten seiner Eltern ab. *Vor* dem Kind sind damit erst einmal seine Eltern in die Elementarschule der Beziehungspflege eingeladen und sie sind über die Goldene Regel gefragt, wie sie sich angesichts der elementaren Gegebenheiten der Elternschaft verhalten wollen.

### *Goldene Regel im Kontext der Elternschaft*

„Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch“, rät die Goldene Regel.<sup>23</sup> Wie nötig es ist, bei ihrer Anwendung im Kontext der unmittelbaren Eltern-Kind-Beziehung genauer hinzuschauen, wird in dem Augenblick deutlich, in dem wir uns die besonderen Gegebenheiten vergegenwärtigen. Die eigenen Kinder sind nicht einfach „Leute“. Auf der einen Seite identifizieren sich Eltern natürlich mit ihren Kindern. Das gewährleistet Nähe, birgt aber auch Gefahren eines Zuviel davon. Auf der anderen Seite fordert der Auftrag – daß die Kinder noch unmündig sind und Verhaltensmaßstäbe erst gewinnen müssen, vorausgesetzt – das Kind für gelingendes Leben-in-Beziehung zuzurüsten, daß Eltern in ihrem Verhalten auch die Lebensgegebenheiten abbilden, die bei größerer Distanz und ohne bevorzugtes Ansehen der Person gelten. Des weiteren sind Kinder im Kindesstand nicht einfach Gleichgestellte. Unbesehen von einer Be-

---

<sup>23</sup> Der Wortlaut ist der Luther-Übersetzung von Mt 7,12 übernommen. In der „Einheitsübersetzung“ heißt es: „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen!“ Nach dem Urtext geht es wörtlich um „(Mit)Menschen“.

gegnung „in Augenhöhe“ zu reden, würde den Gegebenheiten nicht gerecht. Der unterschiedliche Lebensstand von Eltern und unmündigen Kindern setzt Machtgefälle, weist dem Kind den Status des „Untergebenen“ zu und fordert von den Eltern „Autorität“ wahrzunehmen bzw. auszuüben.

### *Autorität im Zusammenhang unsymmetrischer Beziehungsgegebenheiten*

Kein anderes Stichwort mit all seinen Konnotationen führt so in die Mitte des Wandels von paternalen zu postpaternalen Lebensgegebenheiten wie das der „Autorität“. Weil die Väter gesellschaftlich vorgegebenes Machtgefälle – man sprach von „Obrigkeit“ und „Untertanen“ – als gottgegeben deuteten<sup>24</sup>, lag für sie nahe, dem Untergeben-Sein unbedingten Gehorsam zuzuordnen. Daß es fast unmöglich war, unter solchen Voraussetzungen einem verbrecherischen „Führer“ wirksamen Widerstand entgegenzusetzen, zeigt die Deutsche Geschichte. In welchem hohem Maße damit Kinder etwa in der Schule der Willkür prügelwütiger Lehrer ausgeliefert waren, davon zeugen zahlreiche Autobiographien. „Autorität“ auf der einen Seite mit fraglosem Gehorchen auf der Gegenseite zu verbinden, mag in besonderen Situationen tunlich oder notwendig sein. Doch fraglose Gefolgschaft kann als Beziehungsmuster höchstens bedingt oder befristet gelten. Wer seinem Beziehungsgegenüber fraglos folgt, begibt sich der eigenständigen (selbsteigenen) Selbstwahrung. Grundsätzlich darf daher nur diejenige „Autorität“ fraglose Gefolgschaft fordern, welche bei allem Machtgefälle die Achtung der Würde ihres untergebenen Gegenübers im Blick behält.

Greift die Goldene Regel dergestalt im Kontext der Eltern-Kind-Beziehung und schließt damit jegliche Form selbstherrlich-willkürlicher Ausübung elterlicher Autorität (Gewalt) aus, so ist auf der anderen Seite darüber nicht zu übersehen, daß die Gegebenheiten der Beziehung *nicht symmetrisch* sind. Es dauert seine Zeit, bis das junge Menschenkind vom Leben-in-Beziehung so viel begriffen hat, daß es dies auch eigenverantwortlich führen und damit der elterlichen Betreuung und Führung entraten kann. Es dauert seine Zeit, bis Begegnung „auf Augenhöhe“ stimmig wird. An dieser Stelle dürfen auch Eltern sich nichts vormachen, mögen sie symmetrische Verhältnisse noch so sehr herbeiwünschen. So lange Verstand und Erfahrung des Kindes nicht hinreichen, um die Konsequenzen seines Verhaltens zu überblicken, können Eltern sich nicht ohne Schaden für das damit überforderte Kind verantwortlicher Wahrnehmung elterlicher Autorität begeben.

---

24 Ich verweise hier auf meine Ausführungen zum „Erbe der Reformation“ in meiner 2004 verfaßten Abhandlung zur Zukunft der Kirche.

## *Grenzen – gegen wechselseitige Überforderung*

Was in diesem Zusammenhang alles noch zu autoritären oder auch antiautoritären Irrwegen paternaler bzw. postpaternaler Prägung in anderen Lebensbereichen auszuführen wäre, sei dahingestellt. Bleiben wir im Kontext von Elternhaus und Kinderstube, wird bei genauerem Zusehen schnell deutlich, daß nicht nur das Kind oder die Kinder, sondern auch die Eltern schnell überfordert sind, wo Elternpersonen ihr Heft nicht in der Hand behalten. Es ist ja nicht so, daß Kinder über keinerlei Macht der Selbstwahrnehmung in-Beziehung verfügten. Kinder können von Natur aus kräftig schreien, wenn ihnen etwas nicht behagt. Ob sie damit Fürsorge bzw. notwendige Zuwendung herbeirufen, oder gegen vorgegebene Grenzen ihrer Selbstausdehnung angehen, will unterschieden werden. Über „Versuch und Irrtum“ erkunden sie ihre Möglichkeiten und gewinnen Maßstäbe. Zu den wesentlichen Aufgaben der Eltern gehört, sie dabei fürsorglich und verständnisvoll zu begleiten *und* Grenzmaßstäbe zu setzen, die zu beachten für gelingendes Leben unerlässlich sind. Grenzen wahrzunehmen und zu beachten gehört zum Leben in Beziehung. Daß Eltern um der Nähe zum „eigenen Fleisch und Blut“ willen geneigt sind, dem Kinde möglichst viel Raum zu geben, liegt nahe. Entsprechend wichtig ist, dabei die Realität nicht aus dem Auge zu verlieren. Auch die besten Eltern haben nur begrenzte Kräfte und brauchen ihren Raum. Zudem muß das Kind lernen, mit fernerer Mitmenschen, ihren Rücksichtsansprüchen und allgemeinen Lebensgegebenheiten selbstverständlich auszukommen.<sup>25</sup>

So geht es denn im „Machtkampf“ des Kindes um Beachtung und Eigenraum nicht ohne die Zumutung von Grenzen ab. Am Kinderzimmer anzuklopfen, sobald das Kind „herein“ sagen kann, ist eines. Es mitbestimmen zu lassen, wo noch keine Maßstäbe entwickelt sind, ein anderes. Maßstäbe werden am ehesten unter stetigen Lebensbedingungen gewonnen. Entsprechend hilfreich sind Rituale für Kinder. In der Beteiligung am Ritual erlebt sich (nicht nur) das Kind in einem ihm sicher zugewiesenen, selbstverständlich umgrenzten und bergenden Raum. Stetige Lebensbedingungen gründen wesentlich in *Verlässlichkeit*. So klar einerseits Eltern in der Beziehung zum Kind den asymmetrischen Gegebenheiten des Lebensstandes Rechnung tragen müssen, so klar fordert die Achtung des Kindes als Beziehungsgegenüber andererseits von Seiten der Eltern uneingeschränkte Verlässlichkeit. Verlässlichkeit vermittelt Geborgenheit in-Beziehung und bildet die Basis für gelingende Absprache von Regeln des Umgangs miteinander. Verlässlichkeit fördert Orientierung und Überblick sowie die Fähigkeit zur Abschätzung der Folgen eigenen Tuns beim Kind. Trifft zu, daß wir mit Verlässlichkeit

---

<sup>25</sup> Natürlich kann es Eltern geben, denen, sich für ihr Kind aufzureiben, nicht zu viel wird. Doch das Zu-Viel des Guten zeitigt zwangsläufig fragwürdige Folgen für die allgemeine Sozialisation des Kindes. Das Kind wächst z.B. ohne Geschwister auf, weil jedes weitere Geschwister-Kind „nicht mehr drin“ ist. Und es betritt die außerfamiliäre Welt mit überhöhten Selbst-Maßstäben.

eine Grundtugend der Beziehungspflege vor uns haben, ergibt sich allein daraus schon, wie wichtig es für Kindeseltern ist, auch sich selbst nicht zu überfordern und eine Beziehungsgestalt pflegen zu wollen, die auf Dauer nicht zu halten ist.

Auf jeden Fall hat angemessene Selbstwahrung der Eltern angesichts vital-überbordender „Selbstverwirklichung“ der Kinder einen wichtigen Platz in der Kinderstube der Beziehungspflege. Mit ihr begegnet dem Kind exemplarisch, was es mit Rücksicht auf sich hat, sowie daß und wie sie wechselseitig geübt werden will. Reife, will sagen: angemessen ausgewogene Vorstellungen von Rücksicht bewahren sowohl Eltern- wie Kindsperson vor Überforderung und ihren möglicherweise schlimmen Folgen.

In der Regel kann mit der Entscheidung der Eltern zum Kind vorausgesetzt werden, daß sie auf sich zu nehmen bereit sind, was der Eintritt des Kindes in ihr Leben an Aufwand um seinetwillen bzw. Rücksicht ihm gegenüber von ihnen fordert. Wechselt der Blick zur Kindesseite und zur Frage, was Eltern an Rücksicht von Kindesseite einfordern dürfen und wie das geschehen kann, gehen die Vorstellungen möglicherweise weit auseinander. Eltern der paternal geprägten Generation fanden hier im auch den allgemeinen Brauch begründenden Katechismus etliches vorgegeben. Selbstverständlich leiten die christlichen Katechismen aus dem 4. Dekaloggebot (2.Mose 20,12) und seiner Forderung, die Eltern zu „ehren“, auch die Forderung, den Eltern zu „gehören“ ab. Ebenso fraglos hielten Christliche Tradition und Brauch zugleich die „Rute“ bereit<sup>26</sup>, um der Respekts- und Gehorsamsforderung gegebenenfalls Nachdruck zu verleihen. Diesseits der Wende zur postpaternalen Lebenseinstellung erscheint die Rute als Symbol des Faschismus<sup>27</sup> entlarvt und Respekt gegenüber allen möglichen „Vorgesetzten“ keineswegs mehr selbstverständlich. Fallen damit die früher gebräuchlichen und inzwischen fragwürdig gewordenen äußeren Stützen elterlicher „Autorität“ dahin, können sich Eltern um des Kindes Willen gleichwohl nicht jeglicher „Machtmittel“ der Erziehung begeben. Ganz ohne auf die Eltern zu hören und deren disziplinierende Strenge geht es nicht. Gegebenenfalls sind gesetzte Grenzen gegen Angriffe zu halten. Hier und da muß Rücksicht bzw. der ihr zugrundeliegende Respekt erzwungen werden. Gerade, wo „alles in Liebe geschehen“ soll, ist nicht zu übersehen, daß Liebe „harte Währung“ bleiben muß, soll sie nicht der Inflation verfallen.<sup>28</sup> Die Schule der Rücksichtnahme verlangt es. Spontane

---

26 Spr 10,13 „...auf den Rücken des Unverständigen gehört eine Rute.“

27 Im alten Rom brachte die Zahl der dem Machttträger vorangehenden Liktores mit ihren Fasces (Rutenbündel als Abzeichen der Amts- und Strafgewalt) die jeweilige Macht ihres Trägers vor Augen. Die italienischen „Faschisten“ nahmen diesen Brauch wieder auf und haben von daher ihren Namen. „Faschismus“ steht seither für rücksichtslose oder auch absolut autoritär ausgeübte Führungsgewalt.

28 Liebe, die nur „weich“ ist und der Kraft des Widerparts entbehrt, kann auf Dauer nicht beziehungsförderlich wirken, weil sich mit ihr das Gegenübersein verflüchtigt.

Selbstausbildung bedarf des Gegengewichts der Selbstbeherrschung. Letztere erlernt sich in der Kinderstube über herrschaftlichen Eingriff der Eltern.

### *Achtsame Gleichbehandlung – angemessene Maßstäbe*

Ist die Kinderstube bereits mit Geschwistern bevölkert, werden auch diese da und dort den Vorsprung an Alter und Kräften nutzen um im Eigeninteresse regelnd einzugreifen, können sich aber genau so leicht auch auf die Seite des Gemaßregelten stellen, um die Durchsetzungskraft der Elternperson als Leiter des familiären Gemeinwesens zu testen. Zwangsläufig wird die Mehrkindfamilie zum Übungsfeld für den rechten Umgang mit Macht. Die *Tugend der Fairneß* will als Gegengewicht gegen willkürlichen Einsatz von Überlegenheit bzw. Übermacht geübt werden. An den Eltern liegt es, sie vorzuleben.

Fairneß ist eine Gestalt von *Gerechtigkeit* in-Beziehung und kann nur im Zusammenhang *achtsamer Gleichbehandlung* der Kinder recht vermittelt werden. Krisenfeste Selbstbeziehung des Kindes wächst im Zusammenhang der Grunderfahrung verlässlichen elterlichen Wohlwollens. Natürlich rivalisieren Kinder auch um Zuwendung und Wertschätzung der Eltern und reagieren entsprechend empfindlich auf ungleiche Behandlung. Daß elterliches Verhalten dem Entwicklungsstand des Kindes angepaßt sein muß, liegt auf der Hand, kann Fairneß veranschaulichen und verdeutlichen, daß Gerechtigkeit nicht unbesehene Gleichmacherei bedeutet. Im Verein damit muß Gerechtigkeit aber auch dadurch Gestalt gewinnen, daß prinzipiell kein Geschwisterkind von Vater oder Mutter „vorgezogen“ wird. So unvermeidlich spontane Neigungen ihre Rolle in Beziehungen spielen, so klar können nur diejenigen Eltern ihre Kinder gegen Einbrüche des Selbstwertempfindens bzw. zu angemessener Selbstsicherheit im späteren Leben rüsten, die sich selbst im Umgang mit ihnen keine willkürlichen Ausnahmen oder Vorlieben gestatten. Überall, wo es „Lieblingskinder“ gibt, gibt es auch „Zurückgesetzte“. Nur achtsame Gleichbehandlung und die Erfahrung, auch in der zweiten oder dritten Reihe – wechselnde Situationen gehören zum Leben! – gleich geachtet zu sein, wappnen das Menschenkind einigermaßen verlässlich gegen Spätschäden der Zurücksetzung in der Kinderstube.

Wächst ein Menschenkind als Einzelkind auf, kann dies jedoch nicht heißen, daß seine Eltern der eben angesprochenen Achtsamkeit gänzlich enthoben wären. Leicht bringt die einzigartige Stellung des Kindes eine Form persönlicher Beachtung mit sich, die über das hinausgeht, was das Kind erwarten kann, sobald es in Kindergarten oder Schule zu einem Kind unter vielen wird. Auch das Selbstbild, das voreingenommene Eltern ihrem Kind vermittelten, weicht mangels korrigierender Geschwister leichter von dem ab, was die nüchterne Umgebung sieht. Sicher ist jedes Menschenkind einzigartig. Knüpft sich daran jedoch die Vorstellung, etwas ausnehmend Besonderes zu sein, ist Beziehungsaufnahme in frem-

dem Umfeld mit Erwartungen besetzt, die zwangsläufig Enttäuschung bzw. Irritation mit sich bringen und gelingende Beziehung verbauen können. Prinzen und Prinzessinnen kommen eher im Märchen als im Alltag vor. Keiner ist vollkommen. Wer Zuwendung stets mit Lob verbunden und Kritik allenfalls im Zusammenhang von Ausbrüchen des Ärgers erlebte, hält bei fehlendem Lob oder gar bei (negativer) Kritik schnell die Beziehung für gestört und tut sich schwer gleichmütig zu bleiben.

### *Schule lebensstüchtiger Selbstsicherheit*

Zu paternal geprägten Zeiten pflegten Eltern ihre Kinder dadurch gegen Kritik zu wappnen, daß sie mit Lob mehr als sparsam umgingen und vorausseilende *Bescheidenheit* propagierten. Entschiedenem postpaternalem Stil entspricht, alles, was das Kind zuwege bringt, „toll“ zu finden und (negative) Kritik möglichst zu vermeiden. Wie weit dieser pädagogische Trend heute auch die Schulpraxis bestimmt, ist an der Fassung der Schulzeugnisse in den ersten Schuljahren abzulesen. Es besteht ein mächtiger Trend, fachliche Leistungen oder gar das „Betragen“ (sog. „Kopfnote“) nicht über ein Gefälle von „Noten“ zu bewerten. Daß Kinder sich untereinander vergleichen, kann damit gleichwohl nicht ausgeschlossen werden. Auch kann kein Lehrer darauf verzichten, über „Lob und Tadel“ Maßstäbe und Leistungsanreize zu setzen. „Ohne Fleiß, kein Preis“, sagt die Volksweisheit. Der Satz läßt sich natürlich auch umkehren: „Ohne Preis kein Fleiß.“ Wer nur Tadel im Sinne einseitig negativer Kritik erfährt, wird kein motivierendes Selbstzutrauen gewinnen. Sich zu bemühen lohnt für ihn nicht. Andererseits bringt nur um persönlicher Bestätigung willen und ohne entsprechenden Leistungshintergrund erteiltes Lob auch nicht weiter. Preis ohne Fleiß vergegenwärtigt das Märchen vom Schlaraffenland und zeitigt Trägheit. Im Schlaraffenland braucht es kein Bemühen. Hier fehlt der Anreiz, Verhalten zu ändern oder etwas fürs eigene Fortkommen zu tun.

Daß in den eben angesprochenen entgegengesetzten Beziehungsmustern jeweils ein Zu-viel wirksam ist, dürfte nach bisher Gesagtem zu Tage liegen. Desgleichen, wie wichtig es ist, zwischen persönlicher Beziehungsbotschaft und förderlicher Leistungsbewertung zu unterscheiden. Selbst-Bild und -Beziehung des Menschenkinds werden entscheidend über die Beziehung seiner Eltern (der primären Bezugspersonen) zu ihm konfiguriert. Weder ein zu niedrig noch ein zu hoch angesetztes Selbstbild erweist sich auf Dauer als lebensförderlich. „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“, sagt der Volksmund. Er markiert damit den Schwachpunkt überzogener Bescheidenheit<sup>29</sup> einschließlich der Selbstunsicherheit in ihrem Gefolge. Ist zugleich gegenwärtig, auf wie schwa-

---

<sup>29</sup> Typisch für Menschen mit paternal geprägter Kinderstube ist, daß sie Lob verlegen macht.

chen – um nicht zu sagen: faulen – Beinen eine Selbstsicherheit steht, die sich im Gefolge eines überzogenen Selbstbildes auf „Hochmut“ stützt<sup>30</sup>, erscheint der Weg zu angemessener und damit lebensförderlicher Selbstsicherheit gewiesen. Lebensförderliche Selbstsicherheit zeigt sich im gelassen-ausgewogenen Umgang mit Lob *und* (negativer) Kritik und schließt die Fähigkeit ein, gegebenenfalls *sowohl* Selbstkritik *als auch* Selbstlob äußern zu können.<sup>31</sup>

Erscheint die Tugend der Bescheidenheit damit vor Verabsolutierung gefeit, bekommt auch ihr vermeintliches Gegenstück, der *Stolz*, seinen angemessenen Platz. Stolz ist die Voraussetzung eventuell nötigen Selbstlobs. Auf dieses oder jenes (wenigstens etwas) stolz zu sein, gehört zu lebensstüchtigem Selbstwertgefühl. Mit weiter entwickelter Urteilskraft mögen sich die Gründe des Stolzes ändern. Selbst gänzlich undifferenzierter Stolz kann nicht zu abstoßender Überheblichkeit verkommen, so lange er sich in der jedermann zukommenden Eigenwürde festmacht oder als gebräuchliche Gestalt der Selbst-Achtung begegnet. Stolz gefährdet Leben-in-Beziehung erst in dem Moment, in dem er seine Kraft aus der Miß- oder Verachtung anderer zieht. Wer sich in Augenhöhe sieht, kann seinem Gegenüber getrost seinen Stolz lassen, ja diesen vielleicht sogar fördern. Selbstunsicheren Mitmenschen mangelt solche Getrostheit. Die Neigung, sich vor dem Gegenüber selbst herabzusetzen oder gar vom Gegenüber herabgesetzt zu finden, liegt nahe. So will Stolz denn von Rücksicht begleitet sein. Im kindlichen Umfeld begegnet der Hinweis darauf ohne Umschweife. „Gib nicht so an!“, sagen die Altersgenossen.

Achtsame Gleichbehandlung des Kindes bzw. der Kinder durch ihre primären Bezugspersonen fördert gelassene Selbstsicherheit und legt mit ihr den Grund für gelingendes Leben-in-Beziehung. Gelassene Selbstsicherheit wird vor dem Hintergrund der Goldenen Regel in verlässlich zugewandter überschaubarer Beziehung vermittelt. Aus der Gegebenheit von Leben als Leben-in-Beziehung folgt, daß Eltern spätestens in der Beziehung zu Kindern auf ihre eigene Kindheits-Prägung in-Beziehung und beim Leitbild gelassener Selbstsicherheit möglicherweise auch auf Lücken dieser Prägung stoßen.

Natürlich machen besagte Lücken zu schaffen. Um so wichtiger wird die Einsicht in die Zeitgebundenheit der Erziehungsbräuche und die Aufforderung, selbst-ständig zu prüfen, was heute davon noch trägt und was nicht. Wie solche Prüfung geschehen mag, führen die bisherigen Überlegungen vor. Sie zeigen, denke ich, auch, wie wichtig es ist, sich (ideologisch) unvoreingenommen auf den Weg selbsteigener und damit selbständiger Wahrnehmung der Lebenszusammenhänge zu machen. Die Voraussetzung dazu schlummert in jedem Menschenkind. Zu gutem Leben kommt Eigenständigkeit am ehesten, wo dem Kind bereits im

---

30 „Hochmut kommt vor dem Fall“.

31 „Eigenlob stinkt“ keineswegs immer!

Mutterleibe zugestanden wird, ein selbsteigenes Wesen zu sein, und Eltern ihren Kindern grundsätzlich nicht wie leibeigenen Ablegern ihrer selbst oder gar Schmuckstücken, sondern wie von Natur besonders zugeordneten *Mitmenschen* begeben.

Alles, was bisher zum Kind als achtenswertes Beziehungs-Gegenüber gesagt wurde, setzt diese Haltung voraus. Unabdingbar schließt diese Haltung auch Offenheit für Möglichkeiten originaler Persönlichkeitsentfaltung ein, die über den elterlichen Horizont hinausgehen.<sup>32</sup> Natürlich ist in der Kinderstube auch *Anpassung* im Sinne von angemessener Rücksicht gefordert. Doch Kinder sind – wie alle übrigen Mitmenschen auch! – nicht dazu da, um einfach nur Echo zu sein und genau dem Bilde zu entsprechen, daß ihre Eltern möglicherweise von ihnen entworfen haben. Familiäre Harmonie ist nicht mit Friedhofsruhe zu verwechseln. Es gibt kein lebendiges Leben ohne lebendige Auseinandersetzung. Je eher Eltern das begreifen, desto freier wird ihr Leben mit Kindern auf dem Wege zur mündiger Selbstverantwortung. Nur Kinder, die sich nicht gegen ein ihnen übergestülptes Bild laufend verteidigen müssen, können in einen förderlichen Dialog um Werte der Beziehungspflege hineinwachsen. Auch Eltern machen nicht alles richtig. Daran, wie sie mit Kritik aus dem Munde der eigenen Kinder umgehen, ist ihre erzieherische Kompetenz zu messen.

### *Zur Leitvorstellung der Begegnung „in Augenhöhe“*

Mehrfach klang bisher die Leitvorstellung von der Begegnung „in Augenhöhe“ an. Im Zuge des letzten Absatzes gelangten wir bis zu dem Entwicklungsstand der Eltern-Kind-Beziehung, in dem für die Kinder Begegnung in Augenhöhe erfahrbar wird. Ich meine den Moment, in dem wechselseitige Kritik im Rahmen eines echten Dialogs Raum gewinnt. Daß dabei viel von der gelassenen Selbstsicherheit der Eltern abhängt, wurde schon bemerkt. Zugleich zeichnen sich damit die Konturen echter Autorität ab. Echte Autorität kann grundsätzlich auch kritischen Anfragen Raum geben und wird den Raum dafür nur dort ausschließen, wo unverzügliches Handeln gefordert ist. Zu den Begleiterscheinungen paternalistischer Prägung gehört, sich mit kritischen Anfragen „Untergebener“ schwer zu tun. Im Beziehungskontext von Anweisung und Gehorsam kommen kritische Anfragen der Untergebenen in Augenhöhe nicht vor.

Postpaternal(istische)m Lebensgefühl entspricht die Neigung, Signale der Begegnung in Augenhöhe schon über die Anrede zu setzen. Nicht nur die altertümliche Anrede mit „*Herr Vater*“ und „*Frau Mutter*“ und per „*Sie*“ gehört längst überholter Vergangenheit an. Auch die naheliegende Anrede mit „*Vater*“ oder

---

32 Daß das Kind Linkshänder ist, wo es doch in der Familie bisher nur Rechtshänder gab, wäre ein Beispiel; daß es Begabungen zeigt und ernsthafte Berufsvorstellungen entwickelt, die in unvertraute Richtung weisen, ein anderes.

„Mutter“ (persönliche Abwandlungen inbegriffen) wird dann von der Anrede per Vornamen abgelöst. Aus meiner Sicht bringt diese Praxis freilich eher Verarmung als Gewinn. Auch wo Eltern von ihren Kindern mit Vornamen angedredet werden, bleiben sie für die Kinder einzigartige Bezugspersonen. Es ist kindgemäßer und sinnvoll, dies auch über die Anrede mit all den dazugehörigen wechselseitigen Gegebenheiten, Pflichten und Rechten gegenwärtig zu halten. Wer der Meinung ist, mit dem Vater- oder Muttertitel würde auch das unvermeidliche Macht- und Verantwortungsgefälle der Kindheitsjahre für alle Zeit festgeschrieben, mag die Gleich-zu-Gleich-Anrede der Eltern per Vornamen vorziehen, offenbart damit letztlich aber nur ein entsprechend besetztes eigenes Elternbild. Erfahrungsgemäß ist Kindern damit höchstens in Ausnahmesituationen der Pubertät gedient. Hier mag dann eine besondere Verabredung greifen. Im übrigen deckt die Standesanrede einfach mehr ab. Nicht nur spezifische Näheempfindungen und -bedürfnisse haben in ihr Raum, auch *natürlicher Respekt* gegenüber den Personen, zu denen das Kind *aufschaut*, ja im übertragenen Sinne auch aufschauen können will, so lange es von ihnen abhängig ist, kommt darin selbstredend zum Ausdruck.

Es gehört zum natürlichen Leben-in-Beziehung, daß es mit Aufschauen des kleinen Kindes zu den Größeren und Älteren beginnt. Unter normalen Bedingungen gewährleisten die unmittelbaren Bezugspersonen unter „den Großen“ auch Geborgenheit. Auf jeden Fall legt sich ihnen gegenüber Respekt nahe, zum einen mit unbeschwerten Zutrauen, zum anderen tunlich mit Vorsicht bzw. Furcht verbunden. Wie grundlegend im Menschenkind Älter- oder Alt-Sein mit Aufschauen verknüpft ist, liegt spätestens mit dem eigenen Älterwerden zu Tage. Wer selbst ins Alter gekommen ist, hat Mühe, sein Alter für sich zu realisieren – weil er nicht zu sich selbst aufschauen kann.

### *Aufschauender Respekt als Bedingung des Lernens*

Nähern wir uns vor diesem Hintergrund noch einmal der Leitvorstellung von der Begegnung „in Augenhöhe“, dürfte deutlich sein, daß sie im Kern auf eine Begegnung zielt, in der keiner auf den anderen „herabschaut“, das lebensstandbedingte Aufschauen des kleineren zum größeren, oder des jüngeren zum älteren (und/oder erfahreneren) Begegnungspartner aber keineswegs ausschließt. Täte sie letzteres, wäre mit ihr nicht nur unnatürlicher und damit unangemessener Gleichmacherei das Wort geredet, sondern auch jeder fruchtbaren pädagogischen Beziehung der Boden entzogen. Es gibt keine Erweiterung der Kenntnisse und Fähigkeiten ohne vorgegebenes Gefälle zwischen Erzieher und Zögling, Lehrendem und Lernendem, Vorbild und Nachahmendem. Zudem lebt jeder Antrieb sich anzueignen, worin der andere einem „über ist“, von der Anerkennung dieser Tatsache *im Verein* mit entsprechend aufschauendem Respekt. Ob besagter Respekt dabei auf die spezifische Überlegenheit beschränkt bleibt oder uneingeschränkt

der Person ihres Trägers entgegengebracht wird, hängt davon ab, wie weit hier schon unterschieden werden kann. Unterscheidungsvermögen muß erst heranwachsen. In den frühen Jahren elementaren Lernens ist damit jedenfalls noch nicht zu rechnen. Zumindest sind alle mit elementarer Erziehung befaßten Bezugspersonen um der ihnen anbefohlenen Kinder und deren Förderung willen gehalten, für diese auch Respektsperson zu sein. Respekt ist für Heranwachsende die förderlichste Form, das bestehende Gefälle als Herausforderung eigenen Wachstums zu verstehen. Wer mit sich spielen oder sich gar manipulieren läßt, von dem kann man nichts lernen. Für echte Anerkennung durch eine Respektsperson lohnt es sich, sich zu befeißigen. So gesehen liegt aufschauender Respekt im ureigensten Interesse des Kindes. Hier fühlt es sich mit seinen Strebungen, selbst „groß zu werden“, aufgehoben. Die natürliche Distanz zwischen „Kleinen“ und „Großen“ im Auge zu behalten, gehört also zu den Grundforderungen pädagogischen Wirkens. Eines ist es, sie zu beachten, ein anderes, dies auf Kosten einer der lebendigen Beziehung angemessenen Nähe zu tun.

### *Distanz und Nähe – angemessen ausgewogen*

Betrachten wir vor diesem Hintergrund, was man die Wende vom paternalistisch geprägten zum betont postpaternalen Erziehungskonzept nennen könnte, so werden auf beiden Seiten alsbald die Auswirkungen von Übertreibung deutlich. Einem Zu-viel an *Distanz* erscheint/findet sich ein Zu-viel an *Nähe* entgegengesetzt. Der Verabsolutierung des Respekts steht unrealistische Gleichmacherei im Dienste der Versicherung von Nähe gegenüber. Daß weder das Eine noch das Andere lebensförderlicher Beziehung zu dienen vermag, dürfte im Prinzip mittlerweile klar sein. Doch empfiehlt sich, bei den einander grundlegend zugeordneten Beziehungskategorien von Nähe und Distanz noch genauer hinzuschauen.

Jeder, der sich eingehend mit Beziehungsgestalten befaßt, kommt früher oder später darauf, daß es nicht hinreicht, das Kaliber oder Klima einer gelingenden Beziehung jeweils ausschließlich über das Maß der in ihr waltenden Nähe *oder* Distanz zu bestimmen. Nähe und Distanz bedürfen einander wie Gewicht und Gegengewicht einer Waage. So wenig distanzlose Nähe förderlich sein kann, so lähmend wirkt Distanz, wenn sie nicht vom Gegengewicht der Nähe begleitet wird. Erst das jeweilige Gegengewicht verhindert sozusagen den Absturz ins Zu-viel auf der einen oder anderen Seite. Nähe wie Distanz im unkontrollierten Übermaß, lassen das Beziehungsgegenüber als solches aus dem Blick verlieren.<sup>33</sup> So wenig einseitig wahrgenommene Beziehung auf Dauer lebensfähig oder gar -förderlich ist, so klar bedarf lebensstüchtige Beziehung – zumindest bei *einem* Beziehungspartner! – angemessener Ausgewogenheit von Nähe und Distanz.

---

<sup>33</sup> Weder zu große Nähe noch zu große Distanz, erlauben – schon der optische Versuch belegt es – eingehende Wahrnehmung des Gegenübers!

Leuchten diese Erwägungen ein, liegt zugleich auf der Hand, daß die in der Bibel als Schlüssel gelingender Beziehung gebotene „Liebe“ keineswegs allein über die *Nähe* zum Gegenüber zu fassen ist. Daß Nähe bei ihr entscheidend im Spiel ist, belegt die Formel von der „*Nächstenliebe*“ zweifellos.<sup>34</sup> Daß rechter „Liebe“ zugleich – vom Moment der „Härte“ war oben schon die Rede – das Moment angemessener Distanz in Gestalt achtungsvollen Respekts eignet, kommt erst bei genauerem Hinschauen zu Tage. Selbstverständlich gehört zur gebotenen Gottes-Liebe auch die angemessene Ehrfurcht vor Gott.<sup>35</sup> Das oben schon erwähnte erste der ZEHN GEBOTE, das dem menschlichen Zusammenleben gewidmet ist (4. Gebot - 2.Mose 20,12), gilt der Kind-Eltern-Beziehung und fordert wörtlich bezeichnenderweise nicht, Vater und Mutter zu „lieben“, sondern sie zu „ehren“. Eindeutig ist mit dieser Wendung auf das Moment guter Distanz abgehoben. „Ehren“ bedeutet hier achtungsvolle Wertschätzung, Respekt oder Rücksicht, die auch dann noch gelten, wenn die Eltern alt und hilfsbedürftig geworden sind.<sup>36</sup> Nur wo sie beachtet werden, erscheinen Wohlergehen bis ins Alter und langes Leben gewährleistet. Wie selbstverständlich hier die Goldene Regel greift, braucht kaum unterstrichen zu werden. Auch die weiteren Gebote des Dekalogs haben – von der grundlegenden Gottesfurcht jetzt einmal abgesehen – die achtungsvolle Wertschätzung des Mitmenschen und entsprechende Rücksicht ihm gegenüber zur Voraussetzung. Nur, wo auch der Selbst-Liebe die notwendige Distanz zum eigenen Selbst eignet und der Blick (auf den Mitmenschen) entsprechend offen ist, können die Goldene Regel oder das mehrdimensionale Liebesgebot ihren lebensförderlichen Dienst tun.

### *Respekt jenseits von Untertanengeist – Bündnis der Respektpersonen*

Zu den Einseitigkeiten der paternalistisch geprägten Tradition gehört die Ausweitung des die Beziehung zu den Eltern betreffenden 4. Dekaloggebots zu einer *absoluten* Respektsforderung nicht nur gegenüber unmittelbarer elterlicher sondern überhaupt jeglicher „Obrigkeit“. Im Rahmen eines ständisch geordneten Gemeinwesens konnte daraus ein Untertanengeist erwachsen, der die zeitliche oder auch Zweckbindung besagten Gebots völlig aus dem Auge verlor. Kinder entwachsen indes der Kuratel ihrer Eltern und Eltern werden zu Versorgungsemp-

---

<sup>34</sup> Nach der von Jesus Lk 10,25-37 erzählten Beispielgeschichte vom „Barmherzigen Samariter“, ist der „Nächste“ der, den man sich nahe kommen läßt.

<sup>35</sup> Geradezu stereotyp leitet Martin Luther deshalb seine jeweilige Erklärung zu den ZEHN GEBOTEN mit der Formel „Wir sollen Gott fürchten und lieben“ ein. Vgl. Ps 111,10: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang“.

<sup>36</sup> Damit sichert das Gebot in seiner Zeit der Naturalwirtschaft die Altersversorgung der Eltern durch ihre Kinder und kann nicht von ungefähr den sog. „Generationenvertrag“ begründen!

fängern. „Obrigkeit“ ist eine Funktion auf Zeit und wer eine Vorgesetztenfunktion wahrnimmt, tut wohl daran, nicht auf die ihm Untergebenen herabzuschauen oder ihnen die jedem Mitmenschen gebührende Achtung zu versagen. Untertanengeist und allen Abkömmlingen unkritischer Autoritätsgläubigkeit wird nicht durch Überspielen vorhandenen natürlichen Gefälles gewehrt, sondern durch Übung differenzierten Respekts in allen Dimensionen des Lebens-in-Beziehung. Das jeweils rechte Maß notwendigen Respekts liefert die Goldene Regel. Ihre Anwendung setzt die Fähigkeit zu realistischer Einschätzung der Beziehungsgegebenheiten voraus. Diese erlernt sich am besten über das sogenannte Rollenspiel. Wo beim Kind die Distanz zu sich selbst noch nicht hinreichend entwickelt ist<sup>37</sup>, um sich voll in die Rolle des jeweiligen Gegenübers zu versetzen, geht das Miteinander nicht ohne ebenso wohlbegründete wie feste Vorgaben von Seiten der erwachsenen Beziehungspartner ab. Auch unter postpaternalen Lebensgegebenheiten bleibt Respekt als Gestalt achtungs- oder auch rücksichtsvoller Distanz im Verein mit angemessenen Formen von Nähe unabdingbare Voraussetzung gelingenden Lebens-in-Beziehung.

So schlüssig die letzten Folgerungen theoretisch sein mögen, angesichts des von mir als Wende zu postpaternalen Lebensgegebenheiten bezeichneten pädagogischen Umbruchs reicht es nicht aus, bei ihnen stehen zu bleiben. Prägungen lockern sich nicht von heute auf morgen. Unter den primären Bezugspersonen des Kindes, können – auch wenn dabei zunächst nur an seine Eltern gedacht ist – unreflektiert durchaus unterschiedliche, wenn nicht gar gegensätzliche Vorstellungen von Erziehung vertreten sein.<sup>38</sup> Wie notwendig dann eingehendes Gespräch und funktionierende Absprache unter den Eltern sind, liegt auf der Hand. Nicht von ungefähr war im letzten Abschnitt von *festen* Vorgaben die Rede. Alles, was früher im Zusammenhang von *Verlässlichkeit* angeführt wurde, verlangt selbstredend, daß Mutter und Vater nicht gegeneinander agieren und im Großen und Ganzen an einem Strang ziehen. Natürlich wird immer Raum für je eigene mütterliche bzw. väterliche Reaktionsweisen sein müssen. Unterschiede vergegenwärtigen hier die Bandbreite lebendiger Beziehung.<sup>39</sup> Doch das Ziel guter Förderung der Kinder schließt im Prinzip jede Uneinigkeit der Eltern aus, die es den Kindern erlaubte, die Eltern gegeneinander auszuspielen und ihnen damit das Heft der Erziehung aus der Hand zu nehmen. Sich hier entsprechend abzustimmen und zu leidlichem Einverständnis zu kommen, ist eine Grundforderung förderlicher Elternschaft. Wenn Eltern dieser Forderung erst in der Erziehungsberatung begegnen, ist in der Regel schon viel schief gelaufen.

---

37 Auch an Mitmenschen mit behinderter Entwicklungsfähigkeit ist hier zu denken.

38 Typisch konservativ die Position: „Ich bin so erzogen worden – und mir hat es nicht geschadet“.

39 Paternal geprägtem Rollenverständnis entspricht, daß die Mutter eher Nähe und der Vater eher Distanz erfahren läßt. Heute kann hier nicht mehr einfach geschlechtsbezogen gesplittet werden.

Kaum weniger bedeutsam erweist sich die solidarische Übereinstimmung mit Respektpersonen im weiteren Umfeld heranwachsender Kinder. Natürlich sollte der kritische Dialog zwischen Eltern und Kindern so bald wie möglich Raum haben. Doch so wenig es dem Familienleben bekommt, wenn Eltern einander vor den Kindern „schlecht machen“, so wenig tut es gut, etwa die pädagogische Solidarität mit den Schullehrern der Kinder aus dem Auge zu verlieren und kindliche Kritik an Lehrern *unbesehen* zu teilen. Achtsamkeit an dieser Stelle gehört zum Eltern-Beruf. Eltern, die sich gegenüber Lehrern unbesehen auf die Seite ihrer Kinder schlagen, fallen aus der Elternrolle und müssen sich fragen lassen, was aus ihrer eigenen Kindheitsgeschichte mit Respektpersonen alles noch nicht erledigt ist und daher ihre Elternvernunft unterläuft.<sup>40</sup>

### *Zusammenfassung und Überleitung*

Ich fasse zusammen: Wie es nicht anders sein kann, werden erste Begriffe von Beziehung und Beziehungspflege in der „Kinderstube“ eingepägt. Was hier zu sagen ist, wendet sich dementsprechend erst einmal an Eltern bzw. die für die Kinderstube Verantwortlichen und ist zwangsläufig mit grundlegenden pädagogischen Erwägungen verbunden. Schon vor aller an vernünftige Einsicht gerichteten verbalen Vermittlung konfigurieren Einstellung und Verhalten der primären Bezugspersonen die Selbst-Beziehung des Menschenkindes und seine Weise mitmenschliche Beziehung wahrzunehmen. Stimmt das Reden der primären Bezugspersonen auch mit Einstellung und Verhalten überein, wird ihm die nachhaltige Wirkung glaubwürdiger Rede eignen. Auf jeden Fall ist die Kinderstube der erste Ort sogenannter „Herzensbildung“ und alles, was in gängigen Benimm-Büchern zur hervorragenden Bedeutung der Herzensbildung gesagt ist, spricht dafür, bei ihr anzusetzen, will man es heute nicht bei kasuistischen Anweisungen nach Ratgebermanier mit absehbarem Verfallsdatum bewenden lassen.

Natürlich entspricht der grundlegenden Erörterung der Primärbeziehung, daß hier bereits Vieles zur Sprache kommt, was im Zusammenhang weiterer Beziehungskonstellationen wiederkehrt und dort angemessen ausdifferenziert werden will. Eltern repräsentieren die vorgeordnete Generation. Die jugendliche Rede etwa von den Eltern als den „alten Herrschaften“ vergegenwärtigt nicht nur Beziehungsfragen zwischen Alt(en) und Jung(en), sondern auch allgemeine Gegebenheiten im Kontext von Abhängigkeit, Macht- und Wissensgefälle, ja überhaupt angesichts ungleichen Lebensstandes.

---

<sup>40</sup> Es entspricht der Umbruchssituation in Deutschland, daß Deutsche Schüler gegenwärtig im Leistungsvergleich mit anderen Ländern weit hinten rangieren, die Schulen sich mit Disziplinproblemen herumschlagen, Lehrer Unterstützung von Seiten der Eltern ihrer Schüler vermissen und der Lehrerberuf überhaupt unattraktiv geworden ist, weil er an Ansehen verloren hat.

Ungleichheit im Lebensstand muß wahrgenommen und angemessen berücksichtigt werden. Gleichheit vor dem Gesetz vor dem Hintergrund jedem Menschenkind zukommender Menschenwürde steht den Gegebenheiten ungleichen Lebensstandes polar gegenüber. Bereits die individuelle Einzigartigkeit jedes Menschenkindes fordert Differenzierung. Sein jeweiliges Alter, sein Geschlecht, seine körperliche und geistige Konstitution bzw. Ausstattung und die Gestalt seiner jeweiligen Eingebundenheit in sein soziales Umfeld sind nicht zu übersehen und verbieten blinde Gleichmacherei. Mag die Rede von der Gleichheit vor dem Gesetz und von der jedem Menschenkind zukommenden Menschenwürde abstrakte Rede sein, blinde Rede kann sie nicht sein. Sobald die Goldene Regel ins Spiel kommt, kommt mit ihrer konkreten Anwendung auch konkrete Unterscheidung ins Spiel. Es gibt den konkreten Menschen nicht abgesehen von seinem konkreten Lebensstand. Mitmenschlicher Umgang heißt im Prinzip, den Lebensstand des Gegenübers ebenso differenziert beachten wie den eigenen.

Im Umkreis der Eltern-Kind-Beziehung begegnete dementsprechend bereits die Forderung der Fairneß. Diese umfassend erschien das Motiv des Respekts. Respekt steht allgemein für Vorsicht wie für Rücksicht sowie für „Achtung“ mit und ohne „!““. Respekt nimmt die Eigenheit des Gegenübers achtsam wahr und begründet – der Goldenen Regel gemäß – zugleich die Forderung gegenseitiger Achtung. Gegen- bzw. wechselseitige Achtung ist sozusagen Axiom der Goldenen Regel. Sie bedarf keiner weiteren Begründung – vorausgesetzt, natürliches Eigeninteresse wird als Verhaltensmotiv anerkannt und die Mitmenschen werden *ausnahmslos*<sup>41</sup> als solche gesehen.

Achtung des Gegenübers angesichts ungleichen Lebensstandes schließt, soll sie verlässlich greifen, auch den Dialog der Beteiligten und wechselseitiges Feedback mit ein. Mag ein erfahrenes oder geübtes Auge viel von der lebensstandbedingten Befindlichkeit des Gegenübers wahrnehmen, aufs Ganze gesehen erscheint unumgänglich, dieses selbst über seinen Lebensstand Auskunft geben zu lassen. Was wissen die Jungen von den Alten? Was weiß das eine Geschlecht vom anderen, der Gesunde vom Kranken, der Satte vom Hungernden, der Reiche vom Armen, der Weiße vom Farbigen, der Christ vom Muslim... usf. und umgekehrt? Wie schnell überkommene Vorurteile oder -ansichten am Mitmenschen vorbei führen, ist heutzutage klarer denn je. Im Zeitalter multikulturellen Miteinanders muß jede ungeprüfte Übertragung eigener Vorstellungen auf Mitmenschen anderen Lebensstandes anmaßend genannt werden. Schon von da her kann auch der beste „Ratgeber“ kein achtungsvolles Bemühen um aktuelle Auskunft und den entsprechenden Dialog ersetzen. Daß die Auskunft nicht immer klar und durchaus verschlüsselt ausfallen kann, ist dann noch ein Zweites. Verwundern mag das nicht. Dialog über die Schwelle der Achtung hinweg will geübt sein.

---

41 Nichts anderes sagt die Rede von der Menschenwürde und der Gleichheit vor dem Gesetz!

Mit der Erörterung der Primärbeziehung begegneten bereits überkommene Vorgaben das Gegenüber von Alten und Jungen betreffend. Dem natürlichen Vorsprung der Eltern, ja überhaupt der Alten an Lebenserfahrung und Kenntnissen entspricht seit alters die Forderung an die Jungen, den Alten achtungsvoll bzw. mit Respekt zu begegnen. Den Alten Weisheit zuzuschreiben und den Senioren bzw. Weisen das Sagen, gehört zur vertrauten Menschheitsüberlieferung.<sup>42</sup> Weit weniger erscheint in der Tradition ausgesprochen, daß auch mit dem Menschen im Lebensstand des Kindes oder „Juniors“ keineswegs achtungslos umgegangen werden darf.<sup>43</sup> Erst unter postpaternalen Sicht tritt auch diese Folgerung deutlich ins Bewußtsein. Sie herauszuarbeiten war ein wesentliches Anliegen des vorliegenden Kapitels zu Fragen der Eltern-Kind-Beziehung. Doch Jung und Alt begegnen sich nicht nur in der Familie bzw. unter primären Beziehungsbedingungen und -abhängigkeiten. Wenden wir uns dem im nächsten Kapitel zu.

---

42 Stichworte: „Rat der Alten“ – „Senat“ aus dem lateinischen ‚senere‘= ‚alt sein‘ (auch ‚morsch‘ sein!) abgeleitet. ‚Senior‘ als Chef.

43 Bezeichnenderweise findet sich im Neuen Testament nur zweimal (Eph 6,4; Kol 3,21) im Rahmen einer sogenannten Haustafel neben der Mahnung an die Kinder zum gebotenen Gehorsam auch die Mahnung an die Väter, die Kinder nicht „zum Zorn“ zu reizen bzw. zu „erbittern“.

## Schauplatz: Beziehung zwischen den Generationen

### *Vom Unterschied des Lebensstandes von Alt und Jung*

Wird der Unterschied im Alter dergestalt groß, daß er dem von Eltern- und Kindsperson entspricht, begegnen sich unterschiedliche Generationen. Gängig ist hier, mit einem Altersunterschied von 30 Lebensjahren zu rechnen. Wer das 60. Lebensjahr und damit Großeltern-Alter erreicht hat, muß sich, ob er will oder nicht, zu den „Senioren“, d.h. eindeutig zu den „Alten“ zählen. Daß dies den Betroffenen erhebliche Mühe machen kann, deutet auf eine Schwelle im Bewußtsein, die zu überschreiten erst gelernt werden will und mit dem Abschied vom Jungsein zu tun hat.

Wie es nicht anders sein kann, prägen sich Vorstellungen vom eigenen und fremden Lebensstand in den ersten, also jungen Lebensjahren ein. Entsprechend weit weg oder auch fremd erscheint hier der Lebensstand der Alten und es liegt fern, sich wie diese „zu fühlen“. Wie lange das angesichts fortschreitenden Lebensalters so bleiben und wie schnell es schließlich zur Leugnung der Zugehörigkeit zu den Alten führen kann, verrät die gebräuchliche Redensart: „Man ist so alt, wie man sich fühlt“. Sich selbst im Lebensstand des Alten wahr- und anzunehmen, ist unvermeidlich mit dem Abschied von Fremdheitsgefühlen gegenüber dem Altsein und damit vom eigenen Jungsein verknüpft.

Dieser Abschied fällt um so schwerer, je deutlicher die Vorstellungen vom Alter einer Negativfolie zum Jungsein gleichen. Hier werden dann nur die konstitutionellen Einschränkungen gesehen, die das Alter mit sich bringt, nicht aber der ihm eigene Gewinn an Einsichtstiefe. Hier erscheint „alt“ auszusehen als Schreckgespenst. Kaum eine andere Redewendung kennzeichnet den Wandel der Zeiten so deutlich wie die vom „Altaussehen“, ist es doch noch nicht lange her, daß, wer alt aussah, vor allem Lebensweisheit erwarten ließ. Mit Sicherheit markiert hier die Wende vom paternalen zum postpaternalen Lebensgefühl einen bedeutsamen Einschnitt. Die Jungen reden nunmehr selbstbewußt mit und stellen von sich aus fest, wie schnell praktische Lebensweisheit und -werte der Alten vom rapiden Wandel der Lebensgegebenheiten überholt werden können. Da bleibt für sie dann oft nur übrig, daß die Alten eben alt aussehen.

Natürlich schützte auch in paternal geprägter Zeit das Alter nicht vor Torheit. Doch dies konnte seinerzeit nicht dazu führen, den Wissens- und Erfahrungsvorsprung der Alten gegenüber den Jungen grundsätzlich in Frage zu stellen.<sup>44</sup> Auf diesen Altersbonus durchgehend oder auch unbesehen zu bauen, ist heute indes nicht mehr möglich. Lebensjahre stützen Ansehen bzw. Autorität der Alten nur

---

44 Typisch ist hier das sogenannte Anciennitätsprinzip. „Befördert“ wird nach „Dienstalter“.

dann noch selbstverständlich, wenn sich ihre „Weisheit“ auch als lebens- bzw. zukunftsstüchtig erweist. Auch bei der Rede von der „Erfahrung“ will genauer hingeschaut werden. Daß einem Mitmenschen im Laufe längeren Lebens viel widerfahren ist, muß noch lange nicht heißen, daß ihm daraus qualifizierte Erfahrungen erwachsen. Erst, wo die rechten Schlüsse aus den Widerfahrnissen gezogen wurden, stellen sich weiter tragende Erfahrungen ein.

Die Erfahrungen der Alten kommen in ihrer Quintessenz den noch unerfahrenen Jungen als Vor-Urteile über. Der Hilfe überkommener Vor-Urteile kann kein Heranwachsender entraten.<sup>45</sup> Unbesehen alles Überkommene zu übernehmen, wäre für die Jungen jedoch weder natürlich noch tunlich. Nicht nur, daß kritische Auseinandersetzung und Entwicklung eines eigenen Urteils zur Selbstwerdung gehören. Es gibt kurzschlüssige Vor-Urteile<sup>46</sup>, die besserer Erkenntnis weichen müssen. Es gibt den Wandel der Zeiten und die Tatsache, daß zeitgebundenen Erfahrungen und Urteilen auch ein entsprechendes Verfallsdatum eignet, will man für die Zukunft offen bleiben.

Daneben gilt zwischen Alt und Jung ein unumstößliches Faktum. Die Alten wissen mehr vom Lebensstand der Jungen als die Jungen von dem der Alten. Wer alt ist, war selbst einmal jung und hat zu seiner Zeit das Jungsein mit seinen Widerfahrnissen durchgeschmeckt. Was Altsein mit sich bringt und wie es sich erlebt, können Junge dagegen von innen her nicht wissen. Weil das so ist, fällt bereitwilligen Alten die gedeihliche Anwendung der Goldenen Regel gegenüber Jungen leichter. Wer als Alte(r) mit dem früheren Kind und Jugendlichen in sich befreundet ist, kann ohne weiteres mit jungen Menschen verständnisvoller oder auch weiser umgehen. Der junge Mensch kommt demgegenüber nicht ohne Hinweise von Außen aus. Zu Zeiten der Väter genügte hier in der Regel die Erinnerung an das überkommene Gebot, die Eltern bzw. Älteren zu ehren. Der heutigen Generation der Jungen oder deren Anwälten dürfte das jedoch nicht reichen. Nicht nur, daß sie noch in den ideologischen Aufholkampf um hinreichende Achtung durch die Alten verwickelt sein können. In dem Augenblick, in dem der Altersvorsprung nicht mehr selbstverständlich auch Autoritätsvorsprung bedeutet, müssen die Alten sich um die ihnen als solche zukommende Achtung auch in neuer Weise kümmern.

---

<sup>45</sup> Es sei denn, er wollte sozusagen selbst „das Rad erfinden“. Als der oben mehrfach erwähnte „Altmeister“ Adolph von Knigge 1788 sein Buch „Über den Umgang mit Menschen“ herausbrachte, war er erst 36 Jahre alt – in seiner Zeit aufgeklärt und beweglich genug, um die gängige „Höflichkeit“ seiner Zeit zu hinterfragen und allgemein tragfähigere Regeln des Umgangs zu formulieren, erklärtermaßen aber zu alt (er sieht am Ende der „Einleitung“ nur noch einen „Rest“ Leben vor sich), um selbst noch ausgiebig von seinen Erfahrungen profitieren zu können. So gibt er sie denn weiter, um „Jünglingen zu zeigen, welchen Weg sie wandeln müssen“ (A.a.O. Einleitung S.36).

<sup>46</sup> Im gängigen negativen Sinn des Wortes „Vorurteil“.

Als erstes gilt es hier anzunehmen, daß „Alter“ an sich noch „kein Verdienst“ darstellt und keinesfalls rechtfertigt, auf Mitmenschen anderen Altersstandes mißachtend *herab*zuschauen.<sup>47</sup> Im Laufe der Jahre erworbene Schulweisheit mag für eine Weile beeindruckend sein. Auf Dauer wird jedoch nur in Beziehung angewandte Weisheit Achtung sichern. „Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus“, sagt der Volksmund. Eindeutig weist die Goldene Regel darauf hin, daß derjenige am ehesten Achtung erwarten kann, der selbst Zeichen der Achtung setzt. Im Zuge achtungsvollen Umgangs greift dann auch der beziehungsförderliche Dialog.

Kurzfristig wäre es hier, wenn die Alten meinten, weil sie selbst einmal jung waren, wüßten sie schon alles vom Lebensstand der gegenwärtigen Jungen. Auch, was vom eigenen Alterstand mitgeteilt werden kann, steht keineswegs selbstredend bereit. Das Mosaik der alterseigenen Lebenssicht zu einem vermittelbaren Bild zu sortieren und dabei Wunsch und Wirklichkeit auseinander zu halten, ist mühevoll.

Durchgehendes Motiv oder gar *Cantus firmus* altersbestimmter Lebenssicht dürfte die Begegnung mit unausweichlichen Grenzen sein. Der Zenit des Lebens ist überschritten. Die verbleibende Lebenszeit wird absehbar. Die vitalen Kräfte nehmen ab. Man gehört nicht mehr zu den Jungen und die Uhr läßt sich nicht zurückdrehen. Sich darein zu finden, fordert Resignation im wörtlichen Sinn: Zurücknehmen der Strebung(szeich)en auf das den Gegebenheiten Angemessene. Wer von seiner Kindheit her vorbildliches Altwerden vor Augen hat und in seinem aktiven Leben bescheidenere Ziele verfolgte, wird mit diesem Zurücknehmen weniger Mühe haben. Beträchtliche Arbeit wartet hingegen, wo solche Voraussetzungen nicht gegeben sind. Was einst mit idealischem Schwung begonnen wurde, liegt nunmehr in einer Gestalt vor, die im Vergleich zu den Zielen von einst eher unvollkommen erscheint oder auf der Strecke blieb, weil Nachfolger natürlich eigene Wege gehen oder einstige Prioritäten überholt sind. Scheitern da oder dort zeugt von Irrtum und Brüchen. Es gibt Fehler und Versäumnisse, die nicht wieder gut zu machen sind. Wer tiefer hinschaut, entdeckt manch ungelebtes Leben und kann sich auch der Einsicht vom „Stückwerk“ des gelebten Lebens nicht entziehen.

„Man kann nicht *alles* haben“, sagt der Volksmund schlicht. Von der „Fragmentarität“ des Lebens sprechen die Philosophen. Sich im Rückblick auf das eigene Leben damit auszusöhnen, ist nicht leicht, bringt aber mit der Revision der Erwartungen und Maßstäbe auch tieferen Durchblick sowie ein gestandenes Selbstbild und eröffnet schließlich den Raum der Gelassenheit, in dem Weisheit

---

<sup>47</sup> Vice versa ist auch Jugend kein Verdienst, der es erlaubte von den Alten verachtungsvoll zu sprechen! Auch die Jungen holt die Goldene Regel ein. Die Achtung, die sie Alten verweigern, wird ihnen zwangsläufig fehlen, sobald sie selbst alt sind.

zu Hause ist. Wie weit Mann/Frau im Alter für sich hier gelangt, hängt immer auch von der jeweiligen Herzensbildung ab. In jedem Fall bewegen sich die Alten *in anderen Lebenskoordinaten* als die Generation der Jüngeren und tun wohl daran, dies im Dialog mit ihnen zu beherzigen.

### *Bedingungen des Dialogs*

Das Wichtigste dabei ist wohl, Urteile, die aus der Sicht des eigenen Standes erwachsen, nicht einfach auch für die andere Seite gültig zu halten. Es entspricht dem unterschiedlichen Lebensstand, zu unterschiedlichen Urteilen zu kommen. Spontan wollen es die Jungen „besser“ machen als die Alten. Spontan meinen die Alten, daß „früher“ Vieles „besser“ war. Auch wer diesem urtümlichen Reaktionsmuster<sup>48</sup> nicht unbesehen aufsitzt, ist vor Kränkung nicht gefeit, solange er aus der gegebenenfalls entgegengesetzten Ansicht des anderen Standes die Abwertung des eigenen Standes heraushört – und sich persönlich zu Herzen nimmt. So gehört es denn zur Kunst förderlichen Dialogs zwischen den Generationen, das eigene Spontanurteil nicht absolut zu setzen und dem Gegenüber andere Ansichten zuzubilligen. Nur unter dieser Voraussetzung kommt förderlicher Dialog in Gang. Ist er im Gange, spiegelt er in den Ansichten der Dialogpartner in der Regel auch die Lebenspolarität von Ständigkeit und Wandel, Tradition und Fortschritt wider. Naturgemäß gibt es für die Alten Grenzen der Beweglichkeit bzw. Anpassung an den Zeitenwandel. Naturgemäß setzen die Jungen auf Wandel und müssen ihre eigenen neuen Wege gehen, wollen sie „nicht von gestern“ sein. Im Verein bilden Junge und Alte das Leben ab. Es gibt kein Heute ohne ein Gestern. Der Fortschritt von heute ist übermorgen schon Tradition. Dem Heute von morgen hängt im Kontinuum des Lebens das Heute von gestern mit dem Gewicht seiner Widerfahrnisse an. Was sich im Kontinuum des Lebens allgemein bewährt, können nur die Alten wissen, die mindestens *einen* Zeitgeist den vorhergehenden ablösen sahen.

So wichtig der Beitrag der Alten im Dialog mit den Jungen ist, so selbstverständlich wird er da förderlich, wo die Alten bereit sind, ihre „Erfahrungen“ auch von den Jungen hinterfragen zu lassen. Ist richtig, daß sich lebendiges Leben in Ständigkeit *und* Wandel vollzieht, verbirgt sich in jeder Formation des Zeitgeistes neben Irrigem und Kurzlebigen auch dauerhaft Gültiges. Im Bemühen, eines vom anderen zu unterscheiden und das Gültige zu behalten, finden sich die Generationen. Die Alten, die kritische Fragen der Jungen zulassen, dürfen mit Fug und Recht auch die Jungen hinterfragen. Hatte der Dialog seinen Raum, mag er schließlich an den Grenzen der Aufnahmefähigkeit der Alten enden. Ohne aus der Fassung zu geraten, werden die Jüngeren den ganz Alten nachsehen, wenn diese

---

<sup>48</sup> Abwehr des Unvertrauten, Andersartigen, Fremden, ist ein urtümliches Reaktionsmuster. Dem Unvertrauten zu mißtrauen und es abzuwerten liegt nahe.

sich starr in Wiederholungen ergehen. Begünstigt, wer hier die Schule der Drei-Generationen-Familie durchlief. Wer im Kindesstand Alte aus familiärer Nähe erlebte, vermag sie leichter auch dann noch zu achten, wenn sie verknöchern, kindisch und gänzlich versorgungsbedürftig werden.

### *Von der bleibenden Bedeutung der Ehrerbietung*

Gehen die Alten nüchtern davon aus, daß Alter für die Jungen nicht mehr selbstverständlich verdienst-voll erscheint, nehmen sie eine Beziehungsposition ein, aus der heraus förderlichem Dialog mit den Jungen nichts im Wege steht. Rede von-oben-herab ist ausgeschlossen. Austausch der Meinungen und wechselseitige kritische Anfragen haben Raum. Den Achtungswünschen der Jungen mit der entsprechenden Bescheidenheit entgegen zu kommen, rät auch die Weisheit des Alters.

Für die Seite der Jungen kann dies jedoch nicht heißen, daß die uralte Forderung, Alten als solchen ehrerbietig zu begegnen, überholt wäre. Ehrerbietung stellt die dem Lebensstand der Alten angemessene Gestalt der Achtung dar. Lebensjahre wollen bewältigt sein und haben ihr Gewicht. Die Alten repräsentieren Geschichte und Herkommen. Ohne Fürsorge der Alten, ohne erziehende Eltern, Lehrer und Lehrmeister gäbe es keine lebensstüchtigen Jungen. Lebensjahre numerisch gezählt stellen für sich kein Verdienst dar, aber man müßte die Alten suchen, die sich im Zuge ihrer Lebensleistung nicht irgendwo und irgendwie auch um das Wohl der Jungen verdient gemacht hätten.

Daß und wie der Grund ehrerbietiger Haltung gegenüber Alten in Kindheitstagen gelegt wird, kam unter dem Stichwort Respekt im vorhergehenden Kapitel zur Sprache. Ehrerbietige Haltung wächst auf der Rückseite angemessener Selbsteinschätzung und gesunder Bescheidenheit. Wurde sie nicht gefördert, fehlt eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen von Beziehung (nicht nur) zwischen Menschen unterschiedlichen Lebensstandes. Um Ehrerbietung heute zu fördern, muß ihr Begriff freilich erst aus der traditionsbedingten Nähe zur Unterwürfigkeit gelöst sein. Ehrerbietung drückt Wertschätzung bzw. „Hochachtung“ aus. Daß, wer sie gegenüber anderen äußert, sein Selbst dazu „klein machen“ oder sich seiner eigenen Würde begeben müsse, ist irrig. Nicht nur, daß die Zeiten eines ständisch bzw. hierarchisch gestuften Gemeinwesens mit ihren Zwängen vorbei sind. Für jeden, der es sehen will, schimmert selbst hinter der gegenseitigen Abhängigkeit der einstigen Stände die Einsicht auf, daß Leben-in-Beziehung nur über wechselseitige Achtung und die ihr eigene Wertschätzung befriedigend gelingen kann.

So wenig ehrerbietiges Verhalten denjenigen, der es übt, klein macht, so wenig wird unter weiterem Horizont derjenige groß, der es an Ehrerbietung mangeln läßt. Natürlich kennt, wer sich ans eigene Jungsein erinnert, auch Szenen, die das

Gegenteil zu lehren scheinen. Unter respektlosen Schülern ist der Respektloseste König; und Gnade dem Lehrer, der dem nicht selbstsicher zu begegnen weiß. Selbstsicherheit steht auf tönernen Füßen, wenn sie auf Gedeih und Verderb auf die Ehrerbietung des Gegenübers angewiesen ist. Das Gleiche läßt sich jedoch auch zur Selbstsicherheit dessen sagen, der meint, sich mit dem Erweis von Ehrerbietung etwas zu vergeben. Kurz: Verweigerung von Ehrerbietung mag Protest signalisieren und kennzeichnet ein Durchgangsstadium der Selbst-Entwicklung. Wer über sie nicht hinauskommt, läßt auf jeden Fall weiterschauende Lebensklugheit vermissen. Denn – im Sprichwortton gesagt – Ehrerbietung bleibt 'ne Zier und weiter kommt man *nur mit* ihr.

Wie viel Lebensklugheit in ehrerbietigen Zeichen der Wertschätzung steckt, erweist schon der Alltag in-Beziehung. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern *auch* von der Wertschätzung seiner Mitmenschen. Wertschätzung ist ein Grundelement beziehungstragender Liebe. In der vorbehaltlos begeisterten Verehrung des sogenannten Fan begegnet eine Sondergestalt der Wertschätzung. Äußerungen der Wertschätzung öffnen Beziehungs-Türen. Wer sich wertgeschätzt weiß, muß sein Selbst nicht hüten und hat (mehr) Kräfte frei, auf sein Gegenüber zu- und einzugehen.

Wer über die lebensförderliche Äußerung von Wertschätzung nachdenkt, wird diese tunlich von Schmeichelei unterscheiden. Erstere gleicht einer hilfreichen Vitamingabe, letztere dem Einsatz von Drogen. Wer über gesunde Maßstäbe verfügt, wird Schmeichelei allenfalls in engen Grenzen genießen und schaltet prinzipiell auf Mißtrauen. Auch wer Schmeichelei verabreicht, tut dies auf Dauer nicht ohne Schaden für sich selbst, begibt er sich mit ihr doch eigener Echtheit und damit in den Ausverkauf seines Selbst als Beziehungsgegenüber.

Natürlich macht Ehrerbietung bzw. die Bekundung von Wertschätzung auch Mühe. Wie Gehen oder auch Bergsteigen demjenigen Mühe macht, der es nicht gewohnt ist! Im Bild vom Bergsteigen faßt sich für mich zusammen, was über die Leistung spontaner oder auch gängiger Höflichkeitsbekundung hinausgeht. Keineswegs jeder Mitmensch begegnet ja im Tal des Alltags von seiner ansehnlichen Seite. Anhaltspunkte der Wertschätzung kommen hier erst dem zu Gesicht, der das Tal spontaner Antipathie oder Selbstbefangenheit unter sich läßt und einen Standort mit weiterer Sicht bezieht. Wie viel erst einmal verweigerte Wertschätzung hat mit dem sprichwörtlich begrenzten eigenen Tellerrand bzw. den Vorurteilen der eigenen Prägung zu tun! Der Volksmund sagt, man müsse mit dem oder jenem erst einen Sack Salz zusammen gegessen haben, um ihn auch richtig schätzen zu lernen. Die da besagten Sack Salz miteinander verzehren, tun dies auf Dauer nicht schweigend. Sie teilen sich mit und erlauben sich, Schritt um Schritt einander näher zu kommen.

Wenn ich die Mühe ehrerbietiger Haltung oder auch alltäglicher Bekundung von Wertschätzung – ich könnte hier auch von achtungsvollem Umgang oder

allgemein von Höflichkeit sprechen – mit der Mühe des Gehens verglich, betone ich damit natürlich die These, daß achtungsvoller Umgang miteinander zum Leben-in-Beziehung gehört wie das Gehen zu selbständiger Bewegung. Leben vollzieht sich in-Beziehung. Leben gelingt über gelingende Beziehung. Ohne eine angemessene Dosis von Ehrerbietung bzw. wechselseitiger Achtung bleiben Beziehungen zwangsläufig in Vorbehalten stecken. Töricht, wer dies übersieht. Auf Dauer minderbemittelt bzw. behindert, wer meint, daran vorbei leben zu können. Zu Zeiten eindeutig paternalen Prägung gehörten Ehrerbietung oder Respekt bekundende Umgangsformen selbstverständlich zum Erziehungsprogramm. Sicher wurde hier aus schon erwogenen Gründen von den „Vätern“ zu viel des Guten getan. Daß junge Menschen aus postpaternalen Kinderstube hinsichtlich Ehrerbietung öfter geradezu „ungehobelt“ erscheinen, deutet auf fehlenden Durchblick der Eltern. Sie schütteten sozusagen mit dem Bade des Untertanengeistes auch das Kind angemessener Ehrerbietung aus.

### *Allgemeine Elemente der Ehrerbietung – näher angeschaut*

Auf der Schiene des überkommenen Dekaloggebots, die Eltern zu ehren, waren wir im Zusammenhang der Begegnung von Alten und Jungen auf das Stichwort Ehrerbietung gestoßen. Längst wurde auf dem Wege seiner Erörterung schon deutlich, daß Ehrerbietung nicht nur die Beziehung Jung-Alt betrifft, sondern überhaupt ein Grundelement gelingender Beziehung darstellt. Schauen wir noch genauer hin.

In der *Ehrerbietung* begegnet seit alters eine besonders ausdrückliche Form der *Achtung* des Gegenübers. Nicht von ungefähr ist in ihrem Zusammenhang von *Wertschätzung* die Rede. Wertschätzung entspricht dabei dem *Ansehen*, das der Mensch vor dem Hintergrund seiner *Verdienste* oder seiner *Bedeutung für* seine Mitmenschen genießt. Eltern machen sich um ihre Kinder über ihre Sorge für sie verdient. Lehrer oder auch Lehrmeister verdienen als Vermittler von Kenntnissen und Fertigkeiten entsprechende Wertschätzung. Demjenigen, dem besondere Leitungsverantwortung obliegt, gebührt die seiner Bedeutung zukommende *Hochachtung*. Mit Rücksicht auf Verdienst(e) oder Bedeutungsstand ergeben sich daraus ein hierarchisch gestuftes System der Wertschätzung bzw. Ehrerbietung sowie eine dem entsprechende Rangordnung.

Welche Faktoren besagte Rangordnung genauer bestimmen, erweist dabei schon der zweigleisige Sprachgebrauch. Ob man will oder nicht: sowohl der Begriff des Verdienstes als auch der der Wertschätzung umschließen von Hause aus Ideelles *und* Materielles. Bei Verdienst ist an ideelle Leistung *und* an materiellen Erwerb oder Lohn zu denken. Wertschätzung hängt auch vom „Vermögen“

ab. Mit Vermögen ist sowohl ideelle, wie materielle Potenz im Blick.<sup>49</sup> Zum Wesen des daraus folgenden Ranggefüges gehört, daß der dem jeweiligen Stand zugeordnete Rang in der Regel (wie ein Vermögen) auf die Nachkommen vererbt wird. So lange diese Nachkommen aus ihrem ererbten Ansehen bzw. Vermögen auch die Verpflichtung ableiten, ihrem Rang über eigene Verdienste gerecht zu werden<sup>50</sup>, leuchtet das Rangsystem ein. Nicht zu übersehen ist freilich aber auch, wie leicht *ererbter* Rang nachlässig macht und zu zwischenmenschlichen Verwerfungen führen kann, weil der Zusammenhang von Eigenleistung, Verdienst und Rang nicht mehr unmittelbar greift und ungleiche Standes- bzw. Vermögensvoraussetzungen (Bildung eingeschlossen) ungleiche Chancen für den Erwerb von Wertschätzung nach sich ziehen.

Obendrein gibt die dem natürlichen Leistungsprinzip verpflichtete Rangordnung von sich aus nur eine unbefriedigende Auskunft zum Umgang mit Menschenkindern, die sich auf Grund ihrer körperlichen bzw. geistigen Ausstattung nicht „verdient machen“ können. Heutiges Rechtsempfinden spricht über das Grundgesetz auch diesen Menschenkindern „unantastbare Würde“ zu. Nach biblischer Anschauung hat Gott ausnahmslos jedes Menschenkind „mit Ehre und Herrlichkeit ... gekrönt“.<sup>51</sup> Selbst der Mitmensch, der keinen Leistungsanforderungen zu genügen vermag, hat demnach seine Ehre und ist des achtungsvollen Umgangs würdig.

Daß kein noch so hoch angesetzter Platz auf der Rangleiter nach Leistungsprinzip rechtfertigt, auf minderbemittelte Mitmenschen herabzuschauen, ist eine bedeutsame Folgerung. Zugleich spricht die Beziehungsbedingtheit von *Ehre* als Synonym für *Ansehen* ein entscheidendes Wort mit. Ehre im Sinne von Ansehen läßt sich erwerben, hängt grundlegend aber auch von der Sehensweise bzw. Einschätzung des Gegenübers – das eigene Selbst als Gegenüber mit eingeschlossen! – ab. In dem Maße, in dem Ansehen aus der Sicht des Gegenübers erwächst, in dem Maße kommen Motive der Selbsteinschätzung in Beziehung und Kriterien jenseits allgemein verobjektivierbarer „Verdienste“ ins Spiel. Wer seinem Gegenüber Ehre verweigert, sagt damit auch etwas über sich selbst. Verachtung ist in erster Linie ein Produkt des Hochmuts. Wer der Wertschätzung seiner Selbst nicht gewiß ist, muß sein Gegenüber herabsetzen, um aus dem Abstand zu ihm Selbstbestätigung zu ziehen.

Natürlich wirken bei der Einschätzung des Gegenübers auch ideelle Vorstellungen allgemeiner oder persönlicher Prägung mit. Die Goldene Regel greift, wo

---

49 Der urtümliche Brauch, mit der Auszeichnung durch einen Adelstitel auch die Gewährung eines Lehens zu verbinden, belegt das.

50 Adel verpflichtet! – Eigentum verpflichtet!

51 Psalm 8 Vers 6. Das Wort, das hier der Übersetzung mit „Ehre“ zugrunde liegt, liegt auch der Dekalogforderung, die Eltern zu „ehren“ (2. Mose 20,12) zugrunde.

jedem Menschen als Mitmensch unantastbare Würde zugeeignet erscheint. Wie selbstverständlich persönliche Achtung und Wertschätzung des Gegenübers von Sympathie bewirkender Nähe oder Zuwendung in Begegnung abhängt, lehrt allgemeine Erfahrung. Niemand kann verachten, wen er sich als Mitmensch nahe kommen läßt. Im übrigen schafft Deutung Bedeutung. Ohne die Schar ihrer Verehrer oder auch Fans gibt es keine Stars, ohne entsprechende Leitbilder keine sogenannten Ikonen. Die Werte, die das Leitbild prägen, figurieren Ansehen und Wertschätzung des Gegenübers und spiegeln die jeweils zugrundeliegende Vorstellung von Moral bzw. den persönlichen Begriff von Ehre.

Im Kontext des persönlichen Begriffs von Ehre begegnet Moral entsprechend gefaßt. Was in-Beziehung richtig oder förderlich ist, erscheint über den Horizont der jeweiligen Bezogenheit definiert. Wo Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stand oder fest umgrenzten Beziehungsgefüge zum entscheidenden Identitätsmerkmal wird, bestimmen diese auch die jeweilige Fassung von Ehre und Moral, d.h. dessen, was man den anderen und sich selbst schuldet. Unter Gaunern gilt die Gaunerehre, unter Offizieren die Offiziersehre<sup>52</sup>, unter Familien die Familienehre, unter Nationen die Nationale Ehre etc.. Was das persönliche „Ehrenwort“ bedeutet, leitet sich aus dem spezifischen „Ehrenkodex“ ab. Wie mit Fremdem bzw. Fremden umzugehen ist, steht dann in einem besonderen Kapitel.

Zur Menschheitstradition gehört das Gebot, den Fremden als Gastfreund zu ehren. Wer wahrnimmt, daß Jedermann/frau *fast überall* auf der Welt ein(e) Fremd(e) ist, findet im alten Gebot, auch Fremde zu ehren, die Goldene Regel angewandt. Auf der Spur der Goldenen Regel weitet sich unter menschheitlichem Horizont folgerichtig auch das Ethos und beschränkte Vorstellungen von Ehre oder davon, wer Achtung bzw. Ehrerbietung beanspruchen könne, erscheinen relativiert. Unter menschheitlichem Horizont hat jeder Mensch Anspruch auf Achtung seiner persönlichen Würde bzw. Ehre. Wer dem Mitmenschen die ihm als solchem und grundsätzlich zukommende Ehrerbietung verweigert, bekundet damit beschränkten Horizont. Weltweit verbindliches Ethos überholt jeden standes- oder national umschränkten Begriff von Ehre.

Daß sich im jeweils konkreten Lebensumfeld spezielle Formen der Ehrbezeugung einstellen und gepflegt werden, steht dazu nicht in Widerspruch. In speziellen Formen der Ehrbezeugung spiegelt sich jeweils die Bindung an bestimmenden Brauch. Durchweg kommen dabei die Bedeutung des Gegenübers nach allgemeiner oder persönlicher Einschätzung sowie die Selbst-Einordnung in-Beziehung ins Spiel. Wie wichtig es ist, bei der Einordnung in-Beziehung zwischen Person-Stand als Mitmensch bzw. Gleiche(r) unter Gleichen und *funktions- oder zeitbedingtem Stand* konkreter Über- oder Unterordnung zu unterscheiden, braucht

---

52 Ich denke hier z.B. an die Verhältnisse, wie sie Joseph Roth in seinem Roman „Radetzky marsch“ schildert.

kaum noch gesagt zu werden. Vor dem Hintergrund eines demokratisch verfaßten Gesellschaftsgefüges erscheint besagte Unterscheidung ebenso zwingend wie selbstverständlich.

Natürlich ist in postpaternalen Zeiten zu prüfen, welcher von alters überkommene Ausdruck der Ehrerbietung nach persönlicher Unterwerfung „schmeckt“ und unwürdige Untertanenmentalität fördern könnte. Doch zweierlei darf dabei nicht vergessen werden. Zum einen gehören zum konkreten Leben-in-Beziehung unübersehbar auch Abhängigkeiten. Abhängigkeit bringt Gefälle mit sich. Je klarer dies gesehen wird, desto angemessener – d.h. differenzierter – kann damit bei der Einordnung des Selbst umgegangen werden. Zum anderen gewährleisten auch die Leugnung jeglichen Macht-, Bedeutungs- oder Kompetenz-Gefälles und entsprechende ideologischen Vorgaben noch keinen „aufrechten Gang“ oder das Ende des Ausverkaufs eigener Würde.<sup>53</sup> Selbst-Verantwortung wahrzunehmen kostet Mühe. Sich einem „Führer“ oder „denen da oben“ unbesehen unterzuordnen, bleibt auch in postpaternalen Zeiten verführerisch bequem.<sup>54</sup>

Klare Selbst-Einordnung in einem funktionsbedingten Beziehungsgefüge erleichtert nicht nur den Umgang der in unterschiedlichen Rollen Beteiligten miteinander, sondern dient damit auch der Effektivität des Unternehmens. Es ist hilfreich, wenn im vornherein deutlich ist, wer was wem zu sagen hat und wer für welche Aufgaben – Kompetenz vorausgesetzt – bereit steht. Beim Militär etwa dienen für jedermann erkennbare Rangabzeichen dazu, zügigen Einsatz zu gewährleisten. Obendrein sorgen verordnete Rituale der Ehrbezeugung für laufende Vergewisserung des jeweiligen Standes im hierarchischen Gefüge.<sup>55</sup> Natürlich erscheint der Gebrauch von Rangzeichen bei Uniformträgern nur im Zusammenhang ihrer spezifischen Aufgabe unabdingbar. Doch auch weit jenseits der Zeiten, in denen „Untertanen“ vor der amtlichen „Obrigkeit“ „stramm“ zu „stehen“ hatten, nützt der Gebrauch eindeutiger Amtskennzeichen bzw. funktionstypischer Kleidung<sup>56</sup> vernünftiger Selbst-Einordnung. „Ehre, wem Ehre gebührt“, sagt der Volksmund. Allgemein anerkannte Statusmerkmale signalisieren im Voraus Bedingungen der Selbst-Einordnung als Gegenüber und bahnen damit reibungsfreie Begegnung an. Daß nicht alles Gold ist, was glänzt und als solches angesehen wird, gilt daneben freilich auch. Ansehen und Befugnisse müssen sich auch immer wieder bewähren. Dies kann jedoch im gängigen Alltag kein Grund sein,

---

53 „Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich gänzlich ungeniert“, sagt der Volksmund.

54 Wie nahe es sich dort legt, wo Unterordnung in Gehorsam als nicht in Frage zu stellende Tugend gilt, lehrt die Deutsche Geschichte.

55 Ich gehe hier davon aus, daß Geschichten wie die von Zuckmayrs „Hauptmann von Köpenick“ der Zeit eines überholten Militarismus zugehören.

56 Neben der Polizeiuniform und in der Justiz üblichen Roben, ist hier an geistliche Gewänder oder an den weißen Kittel des Arztes usw. zu denken.

Vertretern eines Standes bzw. einer Funktion die ihrer Bedeutung zukommende Ehrerbietung zu versagen.

So unvermeidlich die Vorstellungen von Ansehen und Ehre den jeweiligen moralischen Horizont und seine Grenzen spiegeln, so selbstverständlich unterliegen Ausdrucksformen der Ehrerbietung auch den Gesetzen des Zeitenwandels. Zu Zeiten der „Väter“ war *der Gebrauch von sogenannten Titeln* in der Anrede noch allgemein üblich. Mit dem Titel in der Anrede fand sich der Name mit dem Rang verbunden, den der Titel signalisierte. Anrede nur mit Namen und ohne Titel blieb nur Gleichrangigen vorbehalten. Heute sehen selbst Fragebögen zum Personenstand immer seltener eine Spalte für den Titel vor, und Ehrerbietung über die Nennung des Titels zu bekunden, wird allgemein nicht mehr gelernt. Daß dies der Abwehr subalternen Geisteshaltung entgegen kommt und auf der Linie zwanglosen Umgangs miteinander liegt, ist klar. Doch auch hier ist genauer hinzuschauen.

Sicher spielen ererbte oder gar gekaufte Titel der Vergangenheit in einer Zeit keine Rolle mehr, in der Bedeutung und Stand über die wahrgenommene Funktion bestimmt erscheint. Doch damit sind gerade diejenigen Titel nicht aus der Welt, deren Erwerb dem Qualifikations- oder auch Kompetenznachweis gilt und Bedingung der Übernahme entsprechender Funktionen ist. In vielen Lebensbereichen mag allgemeines Einvernehmen erlauben, dergestalt qualifizierende Titel sozusagen nur im Hinterkopf zu haben und nicht mehr auszusprechen. Die dazugehörige Zwanglosigkeit ist indes kein Alibi für leichtfertige Unachtsamkeit und paßt mit Sicherheit nicht mit ideologisch erzwungener Verweigerung zusammen. Es gibt Situationen, die um füglicher Selbsteinordnung willen gebieten, Titel zu berücksichtigen.<sup>57</sup> Auch das Gegenüber kann es möglicherweise unbewußt fordern. Wer sich nur mit Titel angemessen wahrgenommen erlebt,<sup>58</sup> ist geneigt, dessen Nichtachtung als bezeichnendes Bildungsdefizit, ideologischen Affront oder Respektlosigkeit aufzufassen. Alles Deutungen, die den Zugang in-Beziehung nicht erleichtern. Kurz: So lange Menschen nicht über jede Kundgabe von Wertschätzung erhaben sind, so lange bleibt rechter Umgang mit Titeln und zugehörigen Ausdrucksformen der Ehrerbietung ein Ausweis gefälliger Bildung in-Beziehung und es lohnt nicht nur bei konkreten Bewerbungen, sich die nötigen Kenntnisse zuzulegen.

Keiner besonderen Lernanstrengung bedarf dagegen, denke ich, der einfache *Gruß* als Zeichen der (Be-)Achtung. Nur noch wo spezielle Rituale der Bekräftigung einer unabdingbar hierarchischen Ordnung dienen, dürfte bedeutsam sein, wer bei Begegnung wen *zuerst* grüßt. Unter freien Bürgern muß dagegen niemand mehr peinlich auf die Reihenfolge des Grüßens achten. Vergangene Zeiten moch-

---

<sup>57</sup> Selbst dem Arzt, der nicht promovierte, spricht Otto-Normalverbraucher den „Dr.“-Titel zu, um sich damit auch der Kompetenz des Arztes zu versichern.

<sup>58</sup> Unter bestimmten Voraussetzungen dürfte kein Titelträger davon gänzlich frei sein.

ten den zuvorkommenden Gruß dem subalternen Stand zuordnen. Heute bezeugt er eher unabhängige Selbstgewißheit. Wer seiner selbst gewiß ist, muß nicht darauf lauern, zuerst begrüßt zu werden. Auf jeden Fall zeigt derjenige, der als erster grüßt, freundliche Zuvorkommenheit und macht sich obendrein keiner Unachtsamkeit schuldig.

Welche Gegebenheiten rechtfertigen, den Gruß unter Bekannten zu unterlassen bzw. zu verweigern, ist ein eigenes Kapitel. Da und dort kann Einverständnis bestehen oder üblich sein, sich die Mühe des (wiederholten) wechselseitigen Grußes zu ersparen. Allgemein bleibt jedoch – ob man nun will oder nicht – gültig, daß Grüßen Zuwendung und offenkundige Verweigerung des Grußes Abwendung signalisiert, d.h. über den Stand der Beziehung Auskunft gibt. Natürlich läßt sich auch über die Modulation des Grußes viel mitteilen. Wer sich bewußt weigert, zu grüßen oder einen Gruß zu erwidern, zieht damit sozusagen von sich aus die Beziehungsbrücke ein und benimmt sich der Möglichkeit, selbst (noch) etwas gegen die Beziehungstrübung oder -störung zu tun. Grußverweigerung will also sorgsam erwogen sein und ist keine Sache der Laune. Auf jeden Fall handelt töricht, wer das Grüßen aus purer Trägheit unterläßt. Er nimmt ohne Not den Stand des Beziehungsbehinderten ein. Denn Grüßen stellt ein Grundelement der Beziehungs-Pflege dar.

### *Weitere Anwendung grundlegender Einsichten*

Über die Bedingungen des Dialogs zwischen den Generationen waren wir auf das nicht nur im Umgang der Generationen miteinander bedeutsame Moment der Ehrerbietung gestoßen und hatten dieses bis hin zu Fragen des Grüßens erörtert. Im Brauch des Grußaustauschs begegnet elementare Beziehungs-Pflege. Darüber hinausgehende Äußerung oder Bekundung von Ehrerbietung realisiert obendrein unterschiedliche Gegebenheiten des Lebensstandes.

Daß und wie diese mit Blick auf den Lebensaltersunterschied zwischen Jungen und Alten weiter zu berücksichtigen sind, klang im Prinzip bereits im Kapitel zur Eltern-Kind-Beziehung auch über das Stichwort der Fairneß an. Kinder wachsen aus dem Kindesstand heraus und Eltern in den Altersstand hinein. Das Kräfteverhältnis kehrt sich um. Alte müssen nicht erst offenkundig gebrechlich sein, um Rücksicht auf ihre abnehmenden Kräfte von Seiten der Jüngeren dankbar wahrzunehmen. Daß Jüngere z.B. den Älteren den bequemeren Platz überlassen oder (kleinere) Dienstleistungen für sie übernehmen, gilt seit alters als Zeichen der Ehrerbietung, trägt aber auch dem Vitalitätsgefälle Rechnung und bekundet freundliches bzw. faires Entgegenkommen der hinsichtlich Beweglichkeit und Körperkräften Überlegenen. Ob letzteres auch deutlich wahrgenommen wird, hängt von der Perspektive ab. Wer auf der Linie paternaler Tradition als Alte(r) unbesehen Ehrerbietung einfordert, neigt dazu, das Motiv des Entgegenkommens

zu übersehen, versäumt damit leicht die den natürlichen Kräfteverhältnissen angemessene Selbsteinordnung und bleibt dem entgegenkommenden jüngeren Gegenüber den gebührenden Dank schuldig.

Wie wichtig im Stand des/der Alten die angemessene Selbsteinordnung gegenüber der nachfolgenden Generation ist, lehrt im übrigen immer schon die Goldene Regel. Wer sich an das eigene Jungsein erinnert, weiß, daß er den Jungen nicht erst dann das Sagen überlassen oder in Ehren „abtreten“ sollte, wenn der Alterschwund der Kräfte offenkundig wird. Nur die Alten, die hier weise genug sind, können auch im ~~Stande der Nicht mehr Aktiven~~ Alters-Ruhestand damit rechnen, noch um Rat gefragt zu werden.

### *Zusammenfassende Überleitung*

Nach grundlegender Erörterung der Eltern-Kind-Beziehung wandten wir uns den Fragen der Beziehung zwischen den Generationen bzw. Alten und Jungen zu und kamen in ihrem Zusammenhang auch zu einer ~~allgemeinen~~-übergreifenden Erörterung des beziehungsförderlichen Motivs der Ehrerbietung. So wahr zu gelingender Beziehung zum Mitmenschen die angemessene Wahrnehmung seines Lebensstandes und Ansehens gehört, so selbstverständlich findet diese ihren Ausdruck in Haltung und Verhalten der Beziehungspartner und Haltung wie Verhalten geben zugleich Auskunft über die jeweils persönliche Prägung und Einstellung, leitende Bräuche und den bestimmenden moralischen Horizont.<sup>59</sup> Je enger der Horizont, desto beschränkter die Vorstellungen von Ehre bzw. wer oder was der Achtung wert erscheint. Unter menschheitlichem Horizont relativieren sich dagegen etwa vom bodenständigen Brauch diktierte (Vor-)Urteile und die Goldene Regel greift auch gegenüber Fremden uneingeschränkt. Wie bedeutsam und förderlich hier der Dialog bzw. die wechselseitige Mitteilung zwischen Beziehungspartnern unterschiedlichen Lebensstandes ist, gehört in jedem Fall zu den grundlegenden Einsichten. Entsprechend dürfte, was dazu im Kontext der Beziehung Alt-Jung weiter herausgearbeitet wurde, auch für andere Begegnungskonstellationen gelten, die eindeutig von unterschiedlichen Lebensgegebenheiten bestimmt sind.

---

<sup>59</sup> Nach überkommenem Sprachgebrauch geht es dabei um „Höflichkeit“. Höflichkeit hat ursprünglich ihren Sitz im Leben „bei Hofe“, d.h. in der „besseren“ oder „feineren“ Gesellschaft am Fürsten-Hofe. Wer sie übt, zeigt Schlimm im Umgang, der auch „höchsten“ Ansprüchen genügt. Schon Benimm-Vater v. Knigge sparte hier als Mann der Aufklärung nicht mit Kritik an Höfischem Gebaren und öffnete den Horizont in Richtung allgemeinen Umgangs in der bürgerlichen Gesellschaft.

## Schauplatz: Beziehung zwischen den Geschlechtern

Wer auch immer über menschliches Leben-in-Beziehung nachdenkt, kommt um eine Feststellung nicht herum: „Mensch“ ist ein abstrakter Oberbegriff. Konkret begegnen Menschenkinder entweder in weiblicher oder in männlicher Gestalt, als Mädchen oder Junge, Frau oder Mann, d.h. über ihr Geschlecht unterschiedlich ausgestattet und zum Erhalt der menschlichen Spezies aufeinander angewiesen.

Natürlich finden wir in der Geschichte der Menschheit die Geschlechter mit bestimmten Rollenvorstellungen bzw. –zuweisungen verbunden. Unübersehbar spiegeln diese Rollenbilder die jeweiligen kulturellen Gegebenheiten und Gesellschaftsverhältnisse ihres Ursprungsraumes wieder. Es liegt nahe, daß die Lebensverhältnisse entscheiden, welche Bedeutung der geschlechtsspezifischen Ausstattung beigemessen wird. Aus der dem Manne eigenen Unabhängigkeit von weiblichen Schonzeiten und seinen in der Regel überlegenen Muskelkräften z.B. den Primat des Mannes abzuleiten, entspricht archetypischer Logik und ist mit Sicherheit in Zeiten nicht mehr schlüssig, in denen technische Hilfsmittel Muskelkraft ersetzen. Wie sehr unter dem Jahrtausende alten Einfluß paternal geprägter Rollenbilder geschlechtsübergreifende Anlagen und Fähigkeiten von Mann und Frau aus dem Sinn und ins Abseits geraten können, wird erst dort bewußt, wo Gleichheit vor dem Gesetz auch Gleichheit der Chancen bedeutet und Frauen wie Männer nicht mehr den Zwängen überkommener Rollenfestlegung unterliegen.

Abschied von einschränkender Festlegung und ihren fragwürdigen Konsequenzen gelingt am ehesten über die Grundidee einander ergänzender Partnerschaft oder das Faktum *gegenseitiger* Abhängigkeit der Geschlechter. Gegenseitige Abhängigkeit schließt genau genommen *einseitige* Überlegenheitsvorstellungen aus. Mögen über den eindeutig geschlechtsbedingten Unterschied hinaus etliche „geschlechtstypische“ Stärken und Fähigkeiten ausgemacht werden können, in jedem Fall sprechen Frau und Mann am besten miteinander ab, wie und womit sie sich ins gemeinsame Leben einbringen, um die beiderseits vorhandenen Stärken bestens zu nutzen.

Wenn etwas den Zeitenwandel in den letzten 50 Jahren und den Überschritt von paternal geprägten Lebensverhältnissen zu postpaternaler Sicht deutlich markiert, dann sind es sicher auch die Forderung des partnerschaftlichen Dialogs zwischen Mann und Frau und die Anstöße, die dazu von der Feministischen Bewegung ausgingen. Erst die Feministische Bewegung machte unübersehbar darauf aufmerksam, wie selbstredend etwa schon der überkommene paternal geprägte Sprachgebrauch die Frau hinter dem Mann verschwinden läßt. Nur wer hier hinreichend sensibilisiert ist, bemerkt die Zumutung, die etwa in der Aufforderung

steckt, Frauen sollten sich z.B. im Ruf nach „Freiheit, Gleichheit, *Brüderlichkeit*“ hinreichend berücksichtigt finden.<sup>60</sup>

In dem Maße, in dem sich der partnerschaftliche Dialog mit wechselseitigen Auskünften und Austausch auch als Brücke zur gelingenden Beziehung zwischen den Geschlechtern empfiehlt, in dem Maße erscheinen einseitig geprägte Vorurteile oder Verhaltensmuster für den Umgang miteinander im Prinzip überholt. Was jedoch nicht heißt, daß sie nicht einvernehmlich weiter gepflegt werden dürften. Natürlich kann eine Frau weiter vom Mann „Ritterlichkeit“ bzw. „Kavaliers“-Verhalten erwarten, sie wird sich dann freilich aber auch weiterhin dem „schwachen Geschlecht“ zuordnen sowie dem Mann die Position als „Haupt“ bzw. „Regent der Familie“<sup>61</sup> überlassen müssen und darf auf keinen Fall „die Hosen anhaben“. Abschied vom Leitbild des „ritterlichen“ Mannes und der Verbeugung vor der „gnädigen“ und „natürlich“ gelegentlich auch „hysterischen“ Frau<sup>62</sup> kann auf der anderen Seite nun aber keineswegs Abschied von achtungsvollem oder zuvorkommendem Umgang miteinander heißen. Auch geschlechtsspezifische Stärken und Schwächen fordern diesen entsprechende Fairneß bzw. Rücksicht. Nicht nur zwischen Mann und Frau bedeutet wechselseitige Rücksicht, Zuvorkommenheit nicht billig auszunutzen, sondern für die Beziehung auch dergestalt Verantwortung zu übernehmen, daß die/der gegebenenfalls Schonungsbedürftige ihren/seinen Bedarf dem/der Beziehungs-Partner(in) mitteilt. Wer meint, immer stark sein zu müssen, und sich und seinen Mitmenschen keine Schwäche eingestehen kann, darf sich nicht wundern, wenn Schonung oder Hilfe ausbleibt, wo er/sie sie eigentlich bräuchte.

### *Umgang im Kontext der Sexualität*

Seinem Gegenüber über den eigenen Stand und die Befindlichkeit von sich aus beziehungsförderliche Auskunft zu geben, ist eine besondere Kunst und fällt je nach Prägung, geistiger und mentaler Ausstattung sowie Situation unterschiedlich schwer. Auch hängt, was von der Mitteilung überkommt, von der Wahrnehmungsfähigkeit und –bereitschaft des Gegenübers ab. Kommunikationswissenschaft und Erfahrung lehren, daß und wie Mitteilung nicht nur in Worten, sondern auch nonverbal, d.h. über die Sprache des Körpers geschieht. Darüber hinaus sind

---

60 Sicher steht die Bemühung um eine inklusive Sprache weiter auf der Tagesordnung. Wie die Deutsche Sprache nun einmal angelegt ist, wird es hier freilich auch gütlich ausgehandelte pragmatische Grenzen geben müssen. Gütlich ausgehandelt heißt: die Option, daß Männer sich in „Schwesterlichkeit“ wiederfinden, wird nicht ausgeschlossen!

61 Herr v. Knigge, stellt z.B. in: Über den Umgang mit Menschen, II. Teil, Kap. 3, Abschnitt 9 fest, daß der Mann „von der Natur und bürgerlichen Verfassung bestimmt ist, das Haupt, der Regent der Familie zu sein“. S. dazu auch oben S. 5.

62 Das Adjektiv „hysterisch“ geht auf ‚hystera‘, die griechische Bezeichnung für die Gebärmutter zurück!

in jedem Kulturkreis<sup>63</sup> Zeichen gebräuchlich, die bestimmte Botschaften übermitteln. Daß die Kleidung eine Rolle spielt, sagt das alte Sprichwort „Kleider machen Leute“. Kleidung verhüllt den Körper, kann aber auch dessen Gestalt gefällig oder reizvoll herausstellen und tritt damit – jenseits aller Worte – nicht zuletzt auch in den Dienst urtümlicher Sex-Botschaften zwischen den Geschlechtern.

Sexuell aufeinander zu reagieren, ist im Dienste des Erhalts der menschlichen Spezies in der Natur von Mann und Frau angelegt.<sup>64</sup> Unter welchen Voraussetzungen oder auch in welchen Bahnen das geschieht, hängt wesentlich von der kulturellen Prägung und der in ihr wirksamen Einschätzung der Sexualität ab. Natürlich haben Ausdruck oder Deutung von Körpersprache und Zeichen besonders in der nonverbalen Kommunikation der Geschlechter am Wandel der Zeiten teil. Brauchtum und die hinter ihm stehende Sexual-Moral umreißen Grenzen des „Sittlichen“ oder „Schicklichen“ und spiegeln damit das jeweils bestimmende kulturelle Umfeld.

Wie stark sich mit dem Überschritt vom paternal geprägten Lebensgefühl zu postpaternaler Einschätzung der Lebensgegebenheiten der Geschlechter auch die Vorgaben für den Umgang mit Sexualität wandeln, ist nicht zu übersehen. Der paternalen Überordnung des Mannes über die Frau entsprach zweierlei Maß in Fragen sexueller Selbstbestimmung.<sup>65</sup> So klar, wie heute beides überholt erscheint, so deutlich finden wir auch moralische Klammern gelöst, die aus der traditionellen (christlich bestimmten) Sicht des Sex als gefährlicher Sündenmacht und asketisch geprägter Bindung der geschlechtlichen Vereinigung an den Willen zur Fortpflanzung – und damit auch an das Institut der Ehe – erwachsen.

Wie es bei jedem Überschreiten der Grenzen überkommener Moral nicht anders sein kann, finden sich Mann und Frau auch im gelösteren Umgang mit den kreatürlichen Gaben und Kräften ihrer Sexualität nicht in die Willkür entlassen. Mehr Freiheit und weniger regulierende Vorgaben bedeuten im Kontext von Beziehung immer auch ein Mehr an Verantwortung, d.h. umsichtiger Steuerung und wechselseitiger Absprache. Nicht nur Fragen selbsteigenen Umgangs mit dem Sexualtrieb fordern Klärung. Geschlechtliche Erfüllung ist mit außerordentlicher Nähe verknüpft und kann angesichts der ihr zugehörigen Intimität und Hingabe *wechselseitig* nur im Verein mit gegenseitiger Achtsamkeit und weiterreichender Verbindlichkeit voll gelingen. Die moralische Tradition sicherte be-

---

63 Wie wichtig es ist, den kulturellen Kontext zu berücksichtigen, mag an einer Deutschen Redensart deutlich werden. Wer die Rechte gerade nicht frei hat, mag sagen: „Die Linke kommt von Herzen“ und diese zum Gruß entgegenstrecken. Ein Muslim kann diese Geste nicht nachvollziehen. Für ihn ist „die Linke“ für die Reinigung nach dem Gang zum „Abort“ zuständig und kommt für den Handschlag deshalb nicht in Frage.

64 Von der Sonderform gleichgeschlechtlicher Orientierung sei im Augenblick abgesehen!

65 Forderung der Jungfräulichkeit vor der Ehe. Extrembeispiel aus besonders paternal geprägten Kulturkreis: die Genitalverstümmelung der Frau.

sagte Verbindlichkeit über das Institut der Ehe und schrieb mit ihm auch Versorgungspflichten fest. Daß die Ehe als Versorgungsinstitut unter postpaternalen Lebensgegebenheiten in unserem Land an Gewicht verliert, wird nicht verwundern, sobald man sich vergegenwärtigt, wie selbstverständlich Frauen nunmehr über den gleichen Bildungsstand wie Männer und entsprechende Unabhängigkeit verfügen. Im übrigen dürfte, wer sich tiefer mit der alten Verknüpfung von „Sex“ und „Sünde“ auseinandersetzt, nicht übersehen, wie schnell praktizierter „Sex“ auch innerhalb der Ehe zur „Sünde“ wird, sobald er jeweils ausschließlich selbstbezogen, d.h. rücksichtslos an der Befindlichkeit und den Bedürfnissen des Geschlechtsgegenübers vorbei gelebt wird.<sup>66</sup>

Mit anderen Worten: Der Macht, mit der sexuelle Kräfte und Gaben auf das Leben-in-Beziehung einwirken, muß die Achtsamkeit im Umgang mit ihr entsprechen. Wer sich der Macht des Sex unbesehen ausliefert, ist nicht mehr Herr(in) im Hause des eigenen Selbst und begibt sich damit auch der Möglichkeit, mit ihr selbstbestimmt *und* beziehungsförderlich umzugehen. Der Linie asketischer Lebenshaltung entspricht, Regungen der Sexualität sozusagen ins untermenschliche Abseits zu stellen und aus dem eigenen Leben auszublenden. Die altchristliche Tradition zieht mit ihrer Gleichsetzung von Sex und Sünde obendrein einen vorbeugenden Zaun der Abwehr und verdunkelt damit die Schöpfungsgegebenheit der Sexualität bzw. ihre schöpferische oder auch belebende Kraft. Auch mit dem Sex will nicht anders umgegangen werden als mit anderen Gestalten von Potenz oder Macht. Dem Mißbrauch ist zu wehren, nicht dem Brauch. Nur der Mißbrauch steht gelingendem Leben-in-Beziehung entgegen. Daß die Grundregel, Macht oder Potenz nicht zu mißbrauchen, auch für alle Formen intimer geschlechtlicher Verbundenheit gilt, bedarf kaum noch der Erwähnung.

Trifft zu, was ich im Eingangskapitel zur inneren Bezogenheit von Geist und Leib sagte, geschieht (leibhafter) Sex nicht an der geistigen Befindlichkeit vorbei und hinter seiner Abspaltung lauert Störung. Wer meint, den/die Intimpartner(in) wechseln zu können „wie sein Hemd“, degradiert die Geschlechtsbeziehung letztlich zu einer Nutzbeziehung ohne persönliche Tiefe. Nicht von ungefähr fordert das 6. Dekaloggebot (2.Mose 20,14) mit dem Verdikt des Ehebruchs, die verbindliche Intimbeziehung zweier Geschlechtspartner ebenso unbedingt zu achten, wie die leibliche Integrität (5. Gebot) des einzelnen Mitmenschen.

Der persönlichen Tiefe intimer Beziehung ist im übrigen auch der private Raum gemäß. Außenstehende am Reiz der Begegnung teilhaben zu lassen, widerspricht der Intimität und rührt an die Grenze der Prostitution. Unübersehbar haben wir es

---

<sup>66</sup> Für ausführliche sexualethische Erörterung ist hier nicht der Raum. In dem Maße, wie der „Sex“ zum Leben gehört, in dem Maße kann natürlich auch in absoluter sexueller Verweigerung beziehungszerstörende „Sünde“ stecken.

dabei angesichts unterschiedlichen Brauchs bzw. unterschiedlicher „Sitte“ mit einer fließenden Grenze zu tun. Je nach kultureller Prägung mag hier prüde erscheinen, was dort bereits als allzu freizügig oder „schamlos“ empfunden wird. Selbst, wer sich längst aus den Fesseln altväterlicher Prüderie gelöst hat, tut wohl daran, die Wirkung seines Verhaltens auf die Mitmenschen rundum im Auge zu behalten. Niemand verletzt das Schamgefühl der ihn umgebenden Mitmenschen ungestraft. Er setzt damit das eigene Ansehen als achtsames und entsprechend achtbares Gegenüber aufs Spiel. Daß achtloser Umgang mit sexuellen Reizen auch an ästhetische Maßstäbe rührt, will obendrein gegenwärtig sein. Was dieser Mitmensch als schamlos empfindet, mag jener einfach geschmacklos finden und „unschicklich“ nennen. Auch letzteres signalisiert Störung für alle diejenigen, die mehr als ihre Wirkung auf den/die gleichgesinnte(n) Geschlechtspartner(in) im Blick haben.

So selbstverständlich Leben, Leben im Wandel der Zeiten ist, so unvermeidlich begegnet selbst innerhalb des gleichen Kulturkreises schon vom jeweiligen Lebensstand her unterschiedliche Offenheit für diesen. Niemand lebt nur unter Gleichgesinnten. Moralische wie ästhetische Prägung überleben sich naturgemäß nicht von heute auf morgen, sondern in Generationenschritten. Auch wenn die postpaternale Generation der Jungen in Fragen der „Moral“, des Lebensstils und Geschmacks selbstbewußt und entschieden mitredet, was in-Beziehung „geht“ und was nicht, entscheidet sie nicht allein, und um so wichtiger wird der diesbezügliche Dialog.<sup>67</sup>

Über die Erörterung der Generationenbeziehung waren wir zu übergreifenden Überlegungen zum Stichwort Ehrerbietung gekommen. Im Zusammenhang der Erörterung der Geschlechterbeziehung legt sich nun nahe, Fragen der Kleidung auch allgemeiner aufzugreifen.

### *Von der bleibenden Bedeutung achtsamer Kleidung*

Daß Kleider „Leute machen“, ist eine uralte Lebensweisheit. Nicht nur um der unterschiedlichen „Figur“ von Mann und Frau willen ließ sich an der Art der Kleidung lange Zeit selbstverständlich das Geschlecht ihrer Träger ablesen. In paternal geprägter Zeit hatte frau „keine Hosen an“. Wie hier denn auch über den jeweiligen Kleidungsaufwand selbstredend die gesellschaftliche Stellung und der Vermögensstand zum Ausdruck kam.

---

<sup>67</sup> „Toleranz“ geht auf das lat. Verb „tolero“ zurück, was ursprünglich „(er)tragen, aushalten“ meint. Es ist wichtig, miteinander zu klären, was jeweils dem anderen zugemutet und von ihm ertragen oder ausgehalten werden kann, ohne, daß die Beziehung gestört wird.

Kaum etwas markiert den Wandel der Zeit in unseren Breiten deutlicher als der Aufstieg der sogenannten „Jeans“ vom aus den USA importierten schlichten Arbeitsgewand zum von Mann und Frau gleichermaßen und universal verwendeten „Beinkleid“. Schluß mit den kurzen Hosen für Jungs, Schluß mit Röckchen und Kleid für Mädchen und Frauen. Im Zeitalter der Jeans, scheint sich – mit einem Körnchen Salz gesagt – auch die Frage zu erübrigen, welche besondere „Schale“ für besondere Gelegenheiten angemessen sei. Die Jeans tun’s für Otto Normalverbraucher fast überall und künden von der Gleichheit der Menschen. Schaut man genauer hin, erreicht der Mode-Trend freilich nicht alle Zeitgenossen, und die Art des „Outfits“ sagt auch weiterhin viel über Abhängigkeiten, Lebensgefühl, ästhetischer Bildung und Geschmack ihrer Träger aus.

Keine Frage, daß sich im Siegeszug des Jeans-Beinkleids nicht nur praktischer Sinn, sondern auch ein postpaternaler Protest gegen überkommene Garderobenzwänge äußert. Da und dort wurde auf dieser Welle die Kleider-Welt bunter und zwangloser. Doch die Kehrseite dieser Bewegung ist nicht minder augenfällig. Egalisierung der Kleidung verwischt die Grenze zwischen Alltag und Feiertag, Alltags- und Feiertagsgewand, alltäglicher Begegnung und Geselligkeit zu hervorgehobenem Anlaß. Kleider machen Leute, Feierkleidung macht Feierstimmung. Mag sich dieser oder jener Zeitgenosse selbstherrlich davon unabhängig wähnen, die allgemeinmenschlichen Neigung, von der „Schale“ auf den Kern zu schließen, bleibt davon unberührt und auffällig egale Kleidung stört unvermeidlich die Empfindungen all derjenigen, die drauf achteten, dem gehobenen Anlaß auch mit ihrem Outfit Gesicht zu verleihen. Das heißt: Wer zu jeder Zeit und jedem Anlaß egale Kleidung trägt, läßt nicht nur sein eigenes Leben zu einer Ereignisfolge ohne Schmuck- und Höhepunkte verblassen, er vermittelt in Gesellschaft auch den Eindruck, daß ihm alle anders Empfindenden gleichgültig sind.

Kleider machen Leute. Wie einer sich kleidet, kündigt nicht nur von seiner Selbstbeziehung, sondern auch von der zu seinen Mitmenschen. Nur wenige Mitmenschen sind bereit und fähig, die nachlässige oder unachtsame Kleidung ihres Gegenübers freundlich als Ausdruck genialischer Eigenheit zu deuten. In ihr Mißachtung zu sehen, liegt naturgemäß näher.<sup>68</sup> So selbstverständlich sich Menschen pflegen und schmücken, um einander und sich selbst zu gefallen, so selbstverständlich bewirkt unachtsames bis ungepflegtes Äußeres das Gegenteil. Niemand, der zum Friseur zu gehen oder irgend einen Schmuck zu tragen geneigt ist, sage, das Praktische habe immer Vorrang! Kultivierte Lebensart fordert höheren

---

<sup>68</sup> Unter den von Jesus überlieferten Beispielgeschichten findet sich Mt 22,11ff. auch die Schilderung einer Hochzeitseinladung, in der dem königlichen Gastgeber ein Mann ohne angemessenes Hochzeitsfeiertagsgewand auffällt. Der Mann wird unverzüglich rausgeworfen. Jesu „Gleichnis“ lebt in seiner Schlüssigkeit davon, daß seine Hörer das rigide Verhalten des Gastgebers nur konsequent finden können.

Aufwand. Daß dieser wahrlich nicht heißen muß, jede Modetorheit mitzumachen, legen nicht nur ästhetische sondern auch gesundheitliche Gründe nahe.

Am fortlaufenden Widerstreit zwischen Modezwängen und Gesundheitsrück-sichten läßt sich freilich auch ablesen, wie viel Selbstbestimmung Mitmenschen auch unter postpaternalen Lebensbedingungen dem Zeitgeist zu opfern bereit sind. Wie zu Väters Zeiten, scheinen hier auch heute noch Frauen stärker betroffen. Was nahmen sie einst alles auf sich, um männlichen Frauenbildern zu entsprechen? Was tun sich junge Frauen heute an, um „sexy“ zu erscheinen? Unter dem Modezwang, (auf Teufel komm raus) öffentlich nackten Bauch zu zeigen, kann von reifer Selbstfindung schwerlich die Rede sein.

### *Abschließende Zusammenfassung*

Unübersehbar fordert der Überschnitt in postpaternale Lebensgegebenheiten umfassende Neuorientierung auch zwischen den Geschlechtern. Frau und Mann finden sich heute einander partnerschaftlich zugeordnet. Was dieser Beziehungsbedingung entspricht, muß nach Begegnungslage jeweils miteinander ausgehandelt werden. Hier läßt sich nicht unbesehen auf überkommene Muster zurückgreifen. Wo Frauen Soldatinnen werden können, haben der Mann als „Ritter“ oder „Kavalier“ mitsamt all den feinen Benimmregeln, in die sich die selbstverständliche Dominanz des Mannes gegenüber dem „schwachen Geschlecht“ kleidete, im Prinzip ausgedient. An Leitlinien für den Umgang miteinander kann es unter dem Dach der recht verstandenen Goldenen Regel gleichwohl nicht mangeln. Wechselseitige Achtung und Rücksicht gelten natürlich. Das Gebot der Fairneß reguliert den Umgang mit jeweiligen „Stärken“ oder „Schwächen“ – vorausgesetzt, wechselseitige Mitteilung hat hinreichend Raum.

Wie wichtig die wechselseitige Mitteilung ist, wird deutlich, sobald Mann wie Frau sich klarmachen, daß die Goldene Regel zwischen ihnen nur dann umfassend zu greifen vermag, wenn auch die geschlechtsspezifischen Unterschiede des Denkens, Empfindens und Erlebens gegenwärtig sind. Daß „man“ da und dort anders empfindet, denkt und reagiert als „frau“, will wahrgenommen und berücksichtigt sein. Erkenntnisse der anthropologischen Forschung mögen hier zu Hilfe kommen und zu grundlegender Aufmerksamkeit beitragen. Im konkreten Alltag der Begegnung dieses Mannes und jener Frau können sie spezielle wechselseitige Mitteilung natürlich nicht ersetzen.

## Weitere Schauplätze unterschiedlicher Lebensgegebenheiten

In dem Maße, in dem wechselseitige Mitteilung und Dialog als Grundregel der Beziehungspflege angesichts unterschiedlicher Lebensgegebenheiten wahrgenommen werden, in dem Maße greift Herzensbildung. Natürlich will förderlicher Dialog erst einmal gelernt sein.<sup>69</sup> Er setzt Bereitschaft und Fähigkeit voraus, über den eigenen Tellerrand zu schauen, und geht davon aus, daß ein zutreffendes Bild vom Gegenüber nur über die selbstverständliche Beteiligung dieses Gegenübers gewonnen werden kann. Nicht von ungefähr gehört zum geläufigen Ritual einer Begegnung nicht nur der Gruß als Zeichen der Beachtung des anderen, sondern auch die Frage „wie geht’s?“. Natürlich ist klar, daß es im Kontext flüchtiger Begegnung nicht paßt, ausführlich auf die Frage nach der Befindlichkeit einzugehen. Sie dient in der Regel lediglich als Signal der Achtung und reicht als solches auch, so lange nicht Weitergehendes ansteht.

Weitergehendes steht an, sobald der Unterschied in den Lebensgegebenheiten offenkundig ist und rücksichtsvoller Umgang mit dem Gegenüber genauere Wahrnehmung seiner Lebensumstände bzw. seines Kultur- und Erlebnishorizontes bedarf. Wer einem/einer Kranken angemessen begegnen will, muß sich von ihm/ihr tatsächlich sagen lassen, wie’s ihm/ihr geht. Beziehungspflege über die Schwelle prägender Unterschiede des sozialen Standes, der Hautfarbe oder der Nationalität (Rasse, kulturelles Umfeld) hinweg erfordert tiefer gehende Einsicht.

Je fremder das Beziehungsgegenüber von Hause aus erscheint, desto aufmerksamer will sein Anderssein beachtet werden. Klar, daß dies Offenheit erfordert. Nicht minder deutlich die Notwendigkeit, sich um sprachlichen Zugang zu bemühen. Nur wer für die ihn Umgebenden hinreichend verständlich ist, kann auch erwarten, von ihnen richtig wahrgenommen zu werden. Wer sich in fremder Umgebung bewegt, wird nicht nur auf die hier gängigen Bräuche achten, sondern sich tunlich auch um eigene Grundkenntnisse der fremden Sprache (als Kommunikationsmittel) oder um Dolmetscher an seiner Seite kümmern. Daß es sich dabei um eine Bringepflicht des Fremden handelt, müßte einleuchten. Sich dieser Bringepflicht zu entziehen, hieße, das Prinzip gegenseitigen Entgegenkommens zu mißachten. Auch gegebenenfalls notwendige Selbstwahrung kann in fremder Umgebung nur förderlich greifen, wo dies berücksichtigt ist.

In dem Maße, in dem Dialogbereitschaft und –fähigkeit tiefer gehende Einsichten in die Lebensgegebenheiten eines von Hause aus fremden Beziehungsgegenübers und damit auch Verstehen des anderen und gelingendes Mit- oder Nebeneinander ermöglichen, in dem Maße spielt natürlich auch zutreffende Information eine Rolle. Wie wichtig letztere ist, wird nicht zuletzt deutlich, wo Unterschiede *religiöser* Prägung ins Spiel kommen.

---

<sup>69</sup> Urort dieses Lernens ist natürlich die Eltern-Kind-Beziehung.

## Besonderer Schauplatz: Religion

Das erste, was im Zusammenhang von Religion wahrgenommen werden will, ist die Tatsache, daß mit bzw. in ihr eine eigene Beziehungsdimension begegnet. Menschen, die mit Religion „nichts am Hut haben“, sehen in dem, was Religion genannt wird, ein System von Glaubensvorstellungen, die zu teilen für sie als Aufgeklärte nicht in Frage kommt, oder ein spekulatives Konstrukt, auf das die Menschheit ihres Erachtens gut verzichten kann. Wer indes genauer hinschaut, stößt vor dem Hintergrund all der Fragen, die über das eigene Sein im Jetzt hinausragen, auf das urmenschliche Bedürfnis, sich umfassend eingebunden zu wissen<sup>70</sup>, und dem trägt die Religion Rechnung. Religion sieht den Menschen über das direkt Einsehbare hinaus in eine transzendente Beziehung eingebunden und zeichnet vor, was sich aus der Beziehung zu GOTT als höchstem Wesen ergibt.

Lassen wir in unserem Zusammenhang dahingestellt, wie weit hier noch zwischen den allgemein bekannten und gängigen Religionen differenziert werden könnte oder müßte, Vorstellungen von GOTT im Gegenüber zum Menschen sind und bleiben Sache des persönlichen *Glaubens*<sup>71</sup>. Doch so wenig sich die „reale Existenz“ GOTTES „objektiv beweisen“ läßt, so unbestreitbar wirkt sich die geglaubte GOTTES-Beziehung auf das (religiös geprägte) Leben-in-Beziehung aus. Zu den drei immanenten Beziehungs-Dimensionen der Selbst-, der mitmenschlichen und der Umwelt-Beziehung kommt hier die transzendente Beziehungs-Dimension der Beziehung zu GOTT hinzu und bestimmt das Leben – dem Ernst, mit der die Gottesbeziehung wahrgenommen wird, entsprechend – folgerichtig mit.

Bereits bei meinen grundlegenden Ausführungen auf den ersten Seiten<sup>72</sup> hatte ich auf die Möglichkeit, auch mit der Wahrnehmung der/einer Gottesbeziehung rechnen zu müssen, hingewiesen. Selbstverständlich wirken z.B. auf dem Boden des „christlichen Abendlandes“ der Bibel entnommene ethische Prinzipien fort. Die ersten drei bzw. vier Gebote des sogenannten Dekalogs (2.Mose 20,1-11) erscheinen der Gottesbeziehung gewidmet und diese begründet auch die folgenden Gebote, welche die mitmenschliche Beziehung betreffen. Die von Jesus über das Neue Testament überkommene Goldene Regel findet sich bei ihm natürlich in eine lebendige Gottesbeziehung eingebettet.

Unübersehbar geschichtsträchtig erweist sich für das menschliche Miteinander im christlich geprägten „Abendland“ die Frage der Gewichtung der Gottesbezie-

---

70 Siehe z.B. Die 12 Schritte der „Anonymen Alkoholiker“. Schritt 2 lautet: „Wir kamen zu dem Glauben, daß eine Macht, größer als wir selbst, uns unsere geistige Gesundheit wiedergeben kann.“

71 Seit I. Kant kommt auch die Philosophie nicht über Gott als denknotwendiges „Postulat der praktischen [sprich: ethischen] Vernunft“ hinaus.

72 S.o. S.13f.

hung. Wo ihr, aus welchen Motiven auch immer, absoluter Vorrang gegenüber den anderen Beziehungsdimensionen eingeräumt wurde, konnte dies schlimme Verwerfungen in der Beziehung zu Andersgläubigen zur Folge haben. Inzwischen gehört es jedoch zum Allgemeingut, daß die eigene Religion/Gottesbeziehung keinesfalls die Mißachtung von (Mit-)Menschen fremder religiöser Prägung rechtfertigen kann. GOTT läßt sich – kurz gesagt – nicht für die Abwertung des/der Fremden oder die Unterscheidung seiner Geschöpfe in Mit- und Unmensen instrumentalisieren. *Auch unter dem Dach religiöser Bindung tritt die Goldene Regel nicht außer Kraft.*<sup>73</sup> Dies anders zu sehen, hieße, GOTT zum Erfüllungsgehilfen eigener Ideologie zu machen. Weil das so ist, konnten die „Allgemeinen Menschenrechte“ formuliert werden. Weil das so ist, erscheint in ihnen Religion bzw. die Gestalt der Wahrnehmung der Gottesbeziehung als persönliche Angelegenheit und Eingriff in die persönliche Religionsausübung von außen allenfalls gerechtfertigt, wo diese praktische Mißachtung der Lebensrechte anderer zeitigt.

Daß das dergestalt verbindliche allgemeine Toleranzprinzip der jeweils abschließlichen Identifikation mit der eigenen Religion widerspreche, kann nur behaupten, wer in der Religion keine (im persönlichen Glauben begründete) *Beziehungsentscheidung*<sup>74</sup> sieht.

Natürlich wird auch Religion, den Mechanismen der Überlieferung von einer Generation zur nächsten entsprechend, vererbt und wirkt damit fortgesetzt kulturprägend. Die Tatsache, daß mit diesem (Kultur)Erbe für den einzelnen im Normalfall schon die religiösen Weichen gestellt sind, läßt dann freilich auch das allgemeine Bewußtsein vom Entscheidungscharakter der eigenen Religion und deren besonderen Verbindlichkeiten verblassen. Die persönliche Gottesbeziehung verdünnt sich sozusagen zu einem allgemeinen kulturellen bzw. moralischen Konsens und erscheint eher von der Einpassung in gängigen Brauch als von individueller Herausforderung getragen. Wie tief Religion von Hause aus in die Gestaltung des Lebens hineingreift, wird dann allerdings nur noch dort deutlich, wo Menschen ihre Religion entschieden wahrnehmen. Schauen wir, was dazu gehört.

### *Züge des Lebens im Kontext entschiedener Gottesbeziehung*

Wer sich als überzeugt religiös bezeichnet, sieht sich nicht nur in Beziehung zu sich selbst, seinen Mitmenschen und zur Umwelt, sondern auch einer umfassenden transzendenten Instanz oder Macht gegenüber. Die Hochreligionen sprechen hier von GOTT. GOTT erscheint einzigartig, hat als Beziehungsgegenüber person-

---

<sup>73</sup> Anders hätte Jesus z.B. in ihr nicht die Erfüllung von Gesetz und Propheten sehen können.

<sup>74</sup> Hier greift die Redensart, daß man nicht zwei Herren dienen könne.

hafte Züge und repräsentiert als Schöpfer und Herr über Leben und Tod höchste und letzte Autorität (mit allem, was dazugehört).

Am Anfang der eigenen Gottes-Beziehung steht das Einleben in überlieferte Geschichten der Gottesbegegnung. Über die Geschichten erwächst im Verein mit ergreifenden Zeugnissen vom Leben mit Gott eigene Verortung in-Beziehung zu Gott. Daß diese je nach prägenden Vorgaben auch innerhalb der gleichen Religion durchaus unterschiedlich aussehen kann, erweisen unterschiedliche Typen der Frömmigkeit oder der sog. Konfession. Allen Gestalten ernsthafter Religion gemeinsam ist dreierlei. Die Gottesbeziehung will gepflegt sein und über das lebendige Gegenüber Gottes begegnen bergender Zuspruch und herausfordernder Anspruch an die Lebensführung.

Gottesbeziehung entwickelt sich im Kontext konkreter mitmenschlicher Beziehung.<sup>75</sup> Ihre Pflege wird in mitmenschlichem Umfeld eingeübt. Entsprechend prägend wirkt sich aus, in welcher Zuordnung zueinander bergender Zuspruch und herausfordernder Anspruch dabei begegnen und welche Vorstellung von Gott und vom Stand des Menschen ihm gegenüber damit vermittelt wird. Unübersehbar spiegeln sich in der Sicht von Gott als unbedingter Autorität auch gängige Vorstellungen vom Umgang mit Autorität wieder und bestimmen mit, ob bzw. wie weit Zuspruch *oder* auch Anspruch im Vordergrund der Beziehung steht. Sich unter Gottes Augen zu wissen, wird dann den Vorgaben entsprechend erlebt, d.h. eher tröstlich *oder* eher beängstigend. Macht man sich indes klar, daß es sich bei Zuspruch und Forderung um einander polar zugeordnete Motive handelt, lösen sich die Vorstellungen von Gott und angemessener Beziehung zu ihm aus möglicher zeit- bzw. prägungsabhängiger<sup>76</sup> Schieflage.

Immer schon setzten sich nicht nur Ethiker mit dem Phänomen des Gewissens auseinander. Hier und da wird das Gewissen als Vorposten oder Wirkungsgestalt GOTTES gedeutet und dient über den Hinweis auf die im Gewissen begegnende „unbedingte ethische Forderung“ einem indirekten Gottesbeweis. Daß im Gewissen keineswegs Gott wirken muß, sondern in ihm erst einmal eine Instanz der Selbst-Beziehung begegnet, wird offenkundig, wenn sich ein Mensch auch unter dem Zuspruch Göttlicher Vergebung nicht selbst vergeben und in seinem Gewissen zur Ruhe kommen kann. Die Psychologen nennen besagte Instanz im Selbst das „Über-Ich“. Es ist wichtig, die „Stimme Gottes“ nicht mit der Stimme des rigoros an die Erfüllung der eigenen Ideale gemahnenden Über-Ichs gleichzusetzen. Unvoreingenommene Vorstellung kann GOTT nicht anders als absolut frei von Zwängen zeichnen. Hier hat dann auch die Rede von der (außerordentlichen und lebensförderlichen) Gnade Gottes ihren Platz. GOTT nimmt, recht verstanden,

---

<sup>75</sup> Nach christlicher Überzeugung begegnet Gott im Menschen Jesus und kommt damit nicht nur im Wort nah.

<sup>76</sup> Prägungsabhängigkeit liegt auch dort vor, wo eine Antiposition vertreten wird!

nicht nur in Pflicht. Er schützt – wenn er denn wirklich GOTT ist – auch vor moralischem Rigorismus oder der Auslieferung des Selbst an ein lebensfeindliches Über-Ich. Weil das so ist, kann die Pflege der Gottesbeziehung nicht in Widerspruch zur Goldenen Regel bzw. zur lebensförderlichen Pflege der immanenten Beziehungen treten und überall dort, wo dies anders gesehen wird, begegnet – kurz gesagt – nicht Religion, sondern Ideologie. Ideologie, die zu überwinden dann allerdings nur von einem tiefgehenden Religionsverständnis her möglich ist.

Religion steht für Gottesbeziehung und deren Pflege. Daß sich und welche Folgerungen sich aus ihr für die allgemeine Lebensführung ergeben, ist bereits angedeutet. Wie weit diese hier dann auch ins Spiel kommen, hängt von der Intensität der Gottesbeziehung ab. Auch für die Gottesbeziehung gilt, daß sie gepflegt sein will, soll sie nicht verkümmern oder gar abhanden kommen. Ja es gilt in besonderer Weise, weil Glaube an Gott als wirkungsmächtiges Beziehungsgegenüber von persönlicher Überzeugung lebt und diese ihrem Wesen entsprechend nicht einfach direkt an allgemein unbestreitbaren „objektiven“ Gegebenheiten festgemacht werden kann.

Im Zusammenhang mitmenschlichen Umgangs bedeutet dies, daß wir mit der Religion eine Dimension persönlichen Lebens vor uns haben, die hervorragender Achtung bedarf. Religiöse Überzeugungen sind intime Überzeugungen. Religiöses Leben gehört sozusagen zum „Eingemachten“ der Person. Um des Gebots der Achtung Willen tun auch unreligiöse Menschen gut daran, hinreichende Kenntnis vom Wesen gelebter Gottesbeziehung zu haben.

Gottesbeziehung – ich habe hier v.a. die Hochreligionen Judentum, Christentum und Islam vor Augen – kommt unter Rückgriff auf eine Glaubensurkunde über prägende Geschichten und Mitmenschen auf den Einzelnen über. Sie in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu pflegen, liegt nahe und dient der Vergewisserung des Einzelnen. Was im christlichen Sprachgebrauch „Kirche“ heißt, kommt hier sowohl als Organisation der Gleichgesinnten als auch als hervorragender Ort des „Gottesdienstes“ bzw. „geistlichen“ Lebens ins Blickfeld. Jede Glaubensrichtung schafft sich sozusagen ihr eigenes Gehäuse und entwickelt die zu ihr passenden eigenen Riten. Die kontinuierliche Teilhabe an ihnen oder auch ihr Vollzug vergegenwärtigen Gottes Nähe. Orte und Handlungen der Gottesnähe gelten als „heilig“ und fordern besonderen Respekt. Auch Außenstehende haben dies zu beachten, denn mit Gott bzw. der Beziehung zu ihm läßt sich – ihrem Ernst oder auch ihrer Intimität gemäß – prinzipiell nicht „spaßen“. Je hingebungsvoller die Gottesbeziehung gepflegt wird, desto weiter entfernt sie die Gläubigen spontan von all denjenigen, die den Respekt vor der Religion, mit der sie selbst sich identifizieren, vermissen lassen.

Lebendige Gottesbeziehung stellt die sie Wahrnehmenden unter Zuspruch und Anspruch der höchsten denkbaren Autorität. Selbstverständlich erscheint rechte

*Lebensführung* in Geboten Gottes festgemacht. In dem Maße, in dem Gott als Grund alles Lebens verstanden wird, in dem Maße wird die daraus entwickelte Ethik in ihren Folgerungen für das immanente Leben auch all denjenigen einleuchten, die lediglich danach fragen, was sich aus dem immanent erfahrbaren Leben-in-Beziehung an Regeln für dessen Gelingen ergibt. Auch kann es nicht wundern, nichtreligiös fundierte Ethik diesbezüglich mit den Hochreligionen einig zu sehen. Wer Leben als Leben-in-Beziehung begreift, erfaßt im Ansatz auch die Schnittstelle zur Religion.

Religiösem Lebensmuster paternaler Prägung entspricht, Gott als unbestechlichen Wächter rechter Lebensführung zu sehen. Entsprechend nahe liegt, im Gewissen Gottes Stimme zu erkennen und mit religiöser Erziehung auch die Erziehung zum ethisch orientierten oder auch „anständigen“ Menschen gewährleistet zu finden. Weil das so ist, konnte „Religion“ zum „ordentlichen Lehrfach“ in den Schulen werden und dieses wurde, wo man sich der Religion inzwischen konsequent als „Privatsache“ besann, nicht von ungefähr durch Lebenskunde- oder Ethik-Unterricht ersetzt. Was indes sicher nicht über ein Lehrfach vermittelt werden kann, ist die bergende oder auch lebenstragende Seite lebendiger Gottesbeziehung. Wer sein Leben unter Gottes Augen und in Gottes Hand weiß, wird hinsichtlich der Vorstellung, alles recht zu machen, unweigerlich bescheiden oder auch demütig, muß sich nicht über andere erheben, vermag eigene Schattenseiten oder Fehlerhaftigkeit einzugestehen und weiß von der lebenstragenden Bedeutung vergebender Güte. Zu lebendiger Gottesbeziehung gehören der Glaube, weder allein noch verloren zu sein, und letzte Gelassenheit auch im Angesicht von Schicksalsschlägen. In christlichem Kontext bedeutet das keineswegs klaglose Schicksalsergebenheit. Schicksal stellt immer auch eine Herausforderung dar. Das Gebet gibt Raum für die emotionale Aussprache mit Gott und die Möglichkeit, mit dieser das innere Gleichgewicht wieder zu gewinnen.

### *Zukunft der Religion im multikulturellen Umfeld*

Eindeutig geht in unserem Land die Einrichtung des Lehrfachs „Religion“ in der Schule auf Lebensverhältnisse zurück, die von der Gleichung: Kulturelle = Christliche Tradition geprägt ist. Doch wir leben in einer sich wandelnden Welt und im Alltag auch unseres Landes begegnen immer mehr Menschen, die z.B. gänzliche Entscheidungsfreiheit bzw. Unvoreingenommenheit ihrer Kinder in Sachen Religion propagieren oder sich zu einer nichtchristlichen Religion bekennen. Kurz die religiöse Prägung ist keineswegs mehr eindeutig und das Angebot von Religion entsprechend bunt.

Daß sich vor diesem Hintergrund auch ein übergreifender Religionsbegriff bilden muß, liegt auf der Hand. So kulturabhängig und -prägend sich die Hochreligionen im Rahmen ihrer Entstehung erweisen, so selbstverständlich sind sie in

einem fremden Kulturumfeld nach ihrer unabhängigen Kernsubstanz gefragt, soll es nicht zu einem zerstörerischen „Kulturkampf“ kommen. Lebendige Gottesbeziehung dient der Erfüllung des Lebens. Erfüllung des eigenen Lebens kann, recht verstanden, unmöglich im Widerspruch zum Lebensrecht umgebender Mitmenschen verwirklicht werden. Entsprechend gilt die Forderung, sich religiös zu vertragen und unversöhnliche Motive dem jeweiligen soziokulturellen Entstehungshintergrund der eigenen Religion und nicht GOTT SELBST zuzuschreiben – hieße letzteres doch, eine Gottesvorstellung im Gegensatz zur Wirklichkeit offenkundiger allgemeiner Lebensgegebenheiten und damit zum Leben(-in-Beziehung) zu pflegen.

Das heißt: Erst recht im multikulturellen Umfeld muß sich Religion als allgemein lebensförderlich erweisen. Tut sie es in der Gestalt, in der sie gepflegt wird, nicht, kann sie auf Dauer nicht überzeugen.<sup>77</sup> Nur, was dem Leben dient, ist auf Ganze gesehen und auf Dauer lebensstüchtig und damit zukunftsfähig. Wie in allen anderen Lebensdimensionen ist dabei auch in der Religion Dienlichkeit nicht mit Bequemlichkeit zu verwechseln. Auf der Spur der Bequemlichkeit verkümmert Lebensstüchtigkeit. Entsprechend sind die Vermittler von Religion zu sorgfältiger Prüfung des mit ihr Überkommenen gerufen. Entsprechend kann auch die Wahrnehmung einer bestimmten Religion allenfalls zum gottgewollten Wettstreit (mit anderen Religionen) um das Beste für die Menschen, nicht aber zur Mißachtung Andersdenkender oder gar deren Entmenschlichung/Nichtung führen. Sich zu dieser Folgerung durchzuringen, gereicht – religiös gesehen – der Ehre GOTTES als „Schöpfer und Herrn *alles* Lebens“ und ist Voraussetzung gelingender Menschengemeinschaft. Nicht nur vor dem Hintergrund immanent begründeter Ethik gibt es dazu keine Alternative.

---

<sup>77</sup> Ungemein überzeugend erscheint mir in diesem Zusammenhang etwa die im Neuen Testament überlieferte Position Jesu zur Frage, wie mit dem Sabbat-Gebot umzugehen sei. „Der Sabbat [mit seinem Heiligungsgebot] ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen“, sagt er (Mk 2,27).

## Schauplatz: Umwelt

Unter dem Leitwort Religion hatten wir uns den Gegebenheiten das immanente Leben übergreifender Beziehungs-Pflege zugewandt. Erinnern wir uns nun an das, was ich bereits im grundlegenden Abschnitt zur Dimension der Umwelt-Beziehung andeutete<sup>78</sup>, dürfte es nahe liegen, auch dieser Dimension noch ein wenig Aufmerksamkeit zu widmen.

Mit Umwelt ist zunächst ganz allgemein all das bezeichnet, was den Menschen umgibt, d.h. die von Natur und Kultur geprägte Welt – mit ihrer Fauna, ihrer Flora und ihren geologischen Gegebenheiten, aber auch all dem, was Menschen daraus machen und gestalten. Wer die Geschichte der Religion bis zu ihren Urformen unter „primitiven“ Lebensbedingungen zurückverfolgt, findet da und dort Naturgestalten Göttlichkeit zugesprochen. Je deutlicher man den Menschen von der Natur abhängig findet, je geringer seine Möglichkeiten sind, über technische Fähigkeiten auf sie einzuwirken, desto selbstverständlicher ergibt sich aus ihrer Unverfügbarkeit auch entsprechende Hochachtung ihr gegenüber – bis hin zu besagten religiösen Konsequenzen.

Unübersehbar geht mit dem technischen Fortschritt und mit der Vorstellung, die Natur im Griff zu haben, auch ihre Entgötterung und schließlich ihre Verdinglichung zum Verfügungsgegenstand einher, so bald Menschen sich absolut setzen und die bleibende Abhängigkeit von Naturgegebenheiten vergessen. In den Hochreligionen figuriert die Natur nicht von ungefähr als Schöpfung Gottes und der Mensch als Geschöpf *neben* anderen Geschöpfen. Wird dem Menschen – wie in der Bibel – die Herrschaft über die übrige Natur zuerkannt<sup>79</sup>, bedeutet das aber nicht, daß diese damit einem absolut willkürlichen Umgang ausgeliefert würde. Auch wo der Mensch nicht als HERR im von GOTT geschaffenen Hause der Natur gesehen wird, sondern lediglich als deren höchstentwickeltes Lebewesen, bleibt die ihn umgebende Welt doch seine Lebensgrundlage und als solche zu achten.

Auch im Gegenüber zur Umwelt gilt, daß achtloser Umgang mit ihr zerstörerisch wirkt und auf den Menschen zurückfällt. Auch hier gilt im angemessenen übertragenen Sinne die Goldene Regel und sichert die Lebensqualität. Im Wesen lebendigen Lebens-in-Beziehung liegt z.B., mit Tieren und Pflanzen zu reden und auf ihre Eigenarten achtsam einzugehen. Am sorgsamem Umgang mit der gewachsenen oder dinglichen Umgebung, sei sie naturgegeben oder Produkt menschlicher Fertigkeit, läßt sich Herzensbildung ablesen. Müll im Wald zu „entsorgen“<sup>80</sup>, beleidigt nicht nur alle Mitmenschen, die hier Erholung suchen,

---

78 S.o. S. 13.

79 S. 1.Mose 1,28, wo davon die Rede ist, daß der Mensch sich die Erde „untertan“ machen solle.

80 Der Müll im Wald ist hier nur ein sprechendes Beispiel. Er mag auch für Bonbonpapier am Wegesrand oder die Zigarettenkippe vor dem Hauseingang usw. stehen – ganz zu schweigen von der wo auch immer weggeworfenen leeren MP3-Player-Batterie.

sondern auch den Wald. In dem Maße, in dem ein Mensch sich mit dem identifiziert, womit er sich umgeben hat, in dem Maße will besagte Umgebung auch von den Mitmenschen als „Stück von ihm“ geachtet werden. Auf dieser Linie stellt ein ungefragtes Graffiti an fremder Hausbesitzerwand nicht nur eine *Sachbeschädigung* dar und ein Kratzer am Auto kann den Autobesitzer außer Fassung bringen. Ganz zu schweigen von Minis zerliebter Puppe, die von Minis Mutter natürlich nicht einfach in den Müll geworfen werden darf.

Achtungsvoller Umgang nach der Goldenen Regel im *angemessen* übertragenen Sinne heißt dann freilich aber auch, die Beziehungsgewichte verantwortlich abzuwägen. Daß der Friede mit den Nachbarn wichtiger ist als der freie Auslauf des eigenen Hundes und Menschenschutz vor dem Tierschutz rangiert, dürfte keine Frage sein. Wer über seiner Liebe zu Vertrautem versäumt, sich von ihm zu distanzieren, sobald es eindeutig zur Belastung wird, liefert sein Selbst an sein Umfeld aus. Lebenstüchtigkeit mißt sich u.a. an der Kraft, hier das rechte Maß zu finden und Grenzen einhalten zu können.

## Exemplarische Nachlese zu klassischen Nebenfragen

Auf der Fährte des Lebens-in-Beziehung und der Frage, was förderlichen Umgang in-Beziehung ausmacht, hatte ich unterschiedliche Beziehungs-Schauplätze näher ins Auge gefaßt und hier jeweils erörtert, was zu berücksichtigen ist, wenn Beziehung und damit auch Leben gelingen soll. Dabei ergaben sich auch den jeweiligen Schauplatz übergreifende Ausführungen zu den Themen Ehrerbietung und Anrede<sup>81</sup> sowie Kleidung<sup>82</sup>. Natürlich sind damit keineswegs alle Fragen konkret berücksichtigt, die sich im Zusammenhang gepflegter Begegnung stellen. Doch dürfte andererseits mit dem Bisherigen soviel Grundlegendes gesagt sein, daß daraus weitgehend selbständig abgeleitet werden kann, welches Verhalten sich unter diesen oder jenen Umständen empfiehlt.

Zwei Themen aus der gängigen Benimmtradition, möchte ich zum Schluß kurz aufgreifen, um nunmehr exemplarisch darzulegen, was in ihrem Kontext zu erwägen naheliegt. Ich denke dabei an Umgangsfragen im Umkreis sogenannter Korrespondenz und an das, was seit alters „Tischsitten“ genannt wird. Ich beginne mit den

### *„Tischsitten“*

Seit alters stehen die sogenannten Tischsitten, wie das Wort „Sitte“ schon ausweist, für die übliche Weise, (in Gemeinschaft) Essen zu sich zu nehmen. Was üblich ist, bestimmt die jeweils prägende oder auch umgebende Lebens-Kultur.

Daß unter multikulturellen Lebensgegebenheiten durchaus unterschiedliche Tischsitten begegnen, kann nicht verwundern und bringt die besondere Kulturbindung von Sitten und damit deren Relativität anschaulich vor Augen. Was hier gesittet oder kultiviert erscheint, mag dort unter beschränkten Zeitgenossen Anstoß erregen. Wer weder Messer und Gabel noch Eßstäbchen nutzt und mit den Fingern ißt, muß jedoch keineswegs schon ein unkultivierter Mensch sein. Von anstößiger bzw. mangelhafter Eß-Kultur ließe sich in seinem Fall erst dann sprechen, wenn bei ihm weder vor, noch zwischen, noch nach dem Essen das Reinigen der Finger dazugehört. Dabei wird sich, wer dann von mangelhafter Eßkultur redet, vergegenwärtigen müssen, daß dies vor dem Hintergrund hygienischer Standards geschieht, die nach eigenem Urteil unabdingbar mit menschlicher Kultur verknüpft sind.

Jede Eßkultur hat mit den ihr eigenen Bräuchen ihren eigenen Lebenshintergrund. Hygienische Anforderungen gehören (jenseits der Barbarei!) in der Regel dazu. Auch ästhetische Motive wirken bestimmend mit und sorgen für differen-

---

81 Im Kontext Generationen-Beziehung S. 39ff.

82 Im Kontext Geschlechter-Beziehung S. 52ff.

zierte Sicht. Praktischen Gesichtspunkten können besondere Gegebenheiten entgegenstehen. Bei festlichem Anlaß gelten andere Umstände als bei alltäglicher Nahrungsaufnahme. Die jeweiligen Umstände spiegeln dann gewissermaßen den Grad der Festlichkeit oder auch das Niveau der Eßkultur. Wie Essen (und Getränk) zubereitet und dargeboten wird, bildet ein Hauptkapitel im Buch der Eßkultur und gibt Auskunft über ihren vorfindlichen Stand.

Nicht von ungefähr ist z.B. mit dem Gebrauch von Eßstäbchen verbunden, daß das Essen mundgerecht zubereitet auf den Tisch kommt. Natürlich fordert es Geschick bzw. Übung, mit Eßstäbchen selbst das letzte Reiskorn aufzunehmen. Wie denn auch der Umgang mit Messer und Gabel gelernt sein will. Auf jeden Fall zeugt kundiger Umgang mit dem gebräuchlichen Eßbesteck von kulturellem Grundschliff.

Was darüber hinaus an Fertigkeiten und Wissen erforderlich ist, um als gesitteter oder gar annehmbarer Tischgenosse zu gelten, bestimmt wesentlich das nähere Umfeld. Seit alters dienen minutiös ausgefeilte Formen der Eß- und Trinkkultur auch dem Ausweis besonderen gesellschaftlichen Standes. Wer hier dazugehören will, kommt nicht umhin, in die entsprechende Schule der spezifischen „Vornehmheit“ zu gehen – und wird dabei auch auf Bräuche treffen, deren Geltung nur vor dem Hintergrund alten Standesdenkens einleuchtet. Diesseits rücksichtsvoller Haltung und jenseits des Zwangs, sich in Allem vorab auszukennen, dürfte aufmerksame Anpassung jedoch reichen, um keine „schlechte Figur“ zu machen.

Mit möglichst „angezogenen Ellenbogen“ essen zu können, macht auch bei enger Sitzordnung zu einem annehmbaren Tischnachbar. Über gehobene Speise- und Getränkefolge gibt das Arrangement am Eßplatz Auskunft. Feinerer Genuß unterschiedlicher Speisen und Getränke fordert je eigenes Geschirr, Trinkgefäß und Besteck. Wer noch gelernt hat, das Frühstücksei nicht mit dem Messer zu „köpfen“, Kartoffeln nicht mit dem Messer zu teilen und Fisch auf keinen Fall mit einem Fleischmesser anzugehen, findet hinter diesen Regeln eine Tradition aus Zeiten, in denen es noch kein geschmacksneutrales und von chemischen Reaktionen freies Besteck gab.

Tradition überholt sich nicht von heute auf morgen. Rücksicht kann die Freiheit, von ihr zu lassen, einschränken.

### *Kommunikation über Brief und technische Geräte*

Bis zur Entwicklung des Telefons und ihm folgender elektronischer Kommunikationsmittel, stellte Korrespondenz per Brief die einzige Möglichkeit dar, Beziehung über räumliche Distanz hinweg zu pflegen. Inzwischen gehören nicht nur Telefonanschluß und Handy zum Standard. Der Einsatz des PC ersetzt die Handschrift und über das Internet lassen sich Mitteilungen in beliebiger Menge und von Jetzt auf Gleich absetzen.

Niemand, der die praktischen Vorteile elektronischer Kommunikation wahrnimmt, wird das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen. Zu bedenken bleiben indes die Begleiterscheinungen. Mit der Möglichkeit, per Telefon, SMS oder eMail Kontakt aufzunehmen, ist noch nicht geklärt, wie das in angemessener Weise geschieht. Auch ist zu fragen ob und inwieweit elektronische Kommunikationsmedien den „guten alten Brief“ als Mittel der Beziehungspflege ersetzen können. Trifft zu, daß in jeder Gestalt von Kommunikationsaufnahme bzw. Mitteilung auch eine Beziehungsbotschaft überkommt, sind deren Umstände, Ausführungsart und Weg durchaus bedeutungsvoll.

Briefe, erinnerte ich anfangs, waren einst die einzige Möglichkeit, Beziehung über räumliche Distanz zu pflegen. Gesammelte Briefe halten über die in ihnen transportierten persönlichen Mitteilungen lebendiges Leben fest und können später vorzüglich als Quelle der Erinnerung dienen. Wo Telefonieren an die Stelle des brieflichen Austausches tritt, versiegt diese Quelle. Zugleich dürfen die Bedingungen der Verbindung über „Anruf“ bzw. „direkten Draht“ nicht außer Acht gelassen werden. Es ist ein Unterschied, ob das Telefon für unmittelbare Meldungen und Absprachen genutzt wird (früher gab es dafür das Telegramm), oder ob es weitergehender persönlicher Begegnung dient. Pflege persönlicher Begegnung bedarf nicht nur der Bereitschaft des Anrufers, sondern auch der des Anrufempfängers. Wann ein Brief geöffnet und gelesen wird, liegt einzig im Belieben seines Empfängers. Wer über das Telefon kommunizieren will, muß nicht nur bedenken, welche Zeit dafür in Frage kommt und welche nicht, sondern sich obendrein auch vergewissern, ob der telefonische Besuch seinem Gegenüber jetzt auch wirklich paßt. Die Technik stellt hier mit dem sogenannten Anrufbeantworter zwar einen Türwächter bereit. (Im Fall der Abwesenheit ein nützliches Gerät, um Kurzmitteilungen entgegen zu nehmen, und deshalb eigentlich treffender als „Anrufentgegennehmer“ bezeichnet.) Die persönliche Auskunft, wessen Anruf jetzt gerade paßt und wessen nicht, kann das Gerät indes nicht geben und in der Regel auch nicht vor der Ruhestörung durch das Klingeln des Telefons schützen.

### *Schriftliche Korrespondenz*

Von klassischen Vorzügen schriftlicher Korrespondenz war eben schon die Rede. Auch hier ist freilich zu differenzieren. Es ist ein Unterschied, ob ich per Post einen einzig an mich gerichteten persönlichen Brief oder ein elektronisch gefertigtes Serienprodukt bekomme. „Herzliche Glückwünsche zum Geburtstag“ können zudem auch per eMail sowohl vom Internet-Server, als auch von Freunden XY an mich versandt werden – und in beiden Fällen muß erst der PC bedient werden, um an sie zu kommen. Sicher möchte niemand die Vorzüge schnellen weltweiten Austausches über elektronische Mail missen. Doch soviel die pragma-

tische „Mail“ leisten kann, den persönlichen Brief im Briefkasten an der Haustür ersetzt sie nur bedingt.

Sicher ist es besser als gar nichts, z.B. von Freunden just zum Geburtstag eine Mail zu bekommen. Wer dann allerdings die Beziehungsbotschaft genauer abwägt, wird den rechtzeitig vorher abgeschickten und in postalischer Gestalt vom Empfänger umstandslos zu archivierenden persönlichen Geburtstagsbrief gewichtiger bzw. befriedigender finden. Nicht, daß der Brief unbedingt per Hand geschrieben sein müßte. Längst gibt es keine Schönschreibübungen mehr in der Schule. Wer sich zum Schreiben eines technischen Hilfsmittels bedient, erspart seinem Gegenüber die Mühsal des Entzifferns seiner möglicherweise unleserlichen Handschrift. Auf jeden Fall signalisiert der persönlich unterschriebene Brief per Post das größte Entgegenkommen. Und Entgegenkommen ist nun mal gewichtiges Treibmittel gelingender Beziehung.

Buchstabiert man letzteres, zeigen sich auch schnell die Schwachpunkte sogenannter *Rundbriefe*. An eine Runde verschiedener Adressaten versandte Mitteilungen mögen noch so persönlich gehalten und informativ sein, ihre Empfänger müssen sich damit begnügen als Forum und nicht persönlich wahrgenommen zu sein. Rundbriefe, die z.B. von Erleben und Ergehen im letzten Jahr berichten, kommen für ihre Verfasser Tagebuchaufzeichnungen gleich und haben als solche natürlich für diese und deren Nachkommen ihren Wert. Vom Ergehen des Korrespondenzpartners zu erfahren, ist indes nur eine Seite echter Korrespondenz. Die andere Seite lebt vom unverwechselbaren persönlichen Bezug und der konkreten Rücksicht darauf, was den Angesprochenen interessiert und anspricht. Zwangsläufig kommt diese Seite über das Gießkannenprinzip des Rundbriefes zu kurz, und damit gerät leicht auch die laufende Kontrolle der Beziehungsgegebenheiten außer Acht. Spätestens wer auf einen Rundbrief an „die Freunde“ persönlich antwortet und daraufhin wieder nur eine Rundbrief-Drucksache erhält, findet sich eher als Publikum denn als persönlichen Freund eingeordnet, dem auch individuell zu antworten wäre. Den einen mag dies stören, der andere mag es „o.k.“ finden und der tatsächlichen Beziehung gemäß. Auf jeden Fall sollten sich Rundbriefverfasser nicht der Täuschung hingeben, persönliche Verbundenheit ließe sich über Rundbriefe unbegrenzt erhalten.

Persönliche Verbundenheit lebt – wie jede lebendige Beziehung – auch vom gegenseitigen Echo, will sagen: Signalen der wechselseitigen Wahrnehmung. Bleiben diese aus, erzählt jeder allenfalls von sich, ohne auf sein Gegenüber einzugehen, lockern sich früher oder später unvermeidlich auch die Beziehungsbande. Von daher erscheint persönliche Korrespondenz für ihre jeweiligen Partner auf Dauer nur befriedigend, wenn sie – das Wort Korrespondenz sagt es eigentlich schon – antwortende Korrespondenz ist. Wer den Korrespondenzfaden weiterzuspinnen gedenkt, handelt demnach – Kinder haben hier einen Nachsichtsbonus – bedacht, wenn er den letzten Brief, den er vom Korrespondenzgegenüber

bekam, zumindest bis zum nächsten eigenen Brief aufhebt und vor eigenem Schreiben noch einmal durchliest.

Natürlich ist mit diesem Hinweis auch Selbstdisziplin der Briefschreibenden angesagt. Wie denn Briefe, die aufzubewahren sich lohnen, sicher auch sprachlicher Achtsamkeit bedürfen. Hier ist es mit gängigen Worthülsen nicht getan. Weil das so ist, und Briefschreiben nur die hervorragend dazu Begabten keine besondere Mühe kostet, dürfte angesichts bequemerer alternativer Kommunikationsmittel der persönliche Brief wohl nur noch in Nischen besonderer Kommunikationspflege Zukunft haben.

Das ändert indes nichts daran, daß auch, ja gerade unvermeidliche geschäftsbedingte Briefe z.B. bei Adresse, Anrede und Schlußgruß der Aufmerksamkeit bedürfen. Nicht nur der Name des Adressaten will richtig geschrieben sein. Auch Anrede und Abschlußformel sind Zeugen von Übung in beziehungsförderlichem Respekt. Welch unbedachten oder auch kümmerlichen Wildwuchs haben hier die letzten Jahre hervorgebracht. Wohltätige Vereine vereinnahmten ihre unbekanntenen Adressaten als „Freunde“. Distanzlos wird mit „Liebe(r)“ angeredet. Herzlose Institutionen grüßen „herzlich“. „Freundliche Grüße“ ersetzen pauschal den Platz, an dem genauer genommen Differenzierung von Hochachtung und Ergebenheit(Abhängigkeit) bis zu partnerschaftlicher Zugeneigtheit angesagt ist.

Ich breche hier ab und verweise auf frühere Ausführungen etwa zur bleibenden Bedeutung der Ehrerbietung oder zum angemessenen Maß von Nähe und Distanz. Im Rahmen grundlegender Erörterung muß m.E. nicht mehr gesagt werden. Und damit komme ich auch zum Schluß.

## Schlußwort

Es war mein Anliegen, durchzubuchstabieren, was sich vom Ansatz einer Beziehungsethik her auch für den Hausgebrauch alltäglichen Umgangs ergibt.

Die Zeiten haben sich gewandelt. Dem freien Bürger postpaternalen Prägung entspricht nicht mehr, sich in seiner persönlichen Lebensgestaltung von kurzlebigen Ratgebern abhängig zu sehen. Ratgeber in traditioneller Gefolgschaft des inzwischen sprichwörtlichen KNIGGE mögen da und dort im Umfeld traditionsverhafteter Gegebenheiten dienlich bleiben. Das Einmaleins der Beziehungspflege will so verstanden sein, daß es auch morgen zur selbständigen Bewältigung anfallender „Rechenaufgaben“ im Koordinatensystem menschlicher Beziehungen befähigt – und zielt auf elementare oder auch „Herzensbildung“.

Schaue ich auf mein Unternehmen zurück, folgt es im Grunde keiner anderen Methode, als von einem mehrdimensionalen Ansatz her auf erfahrungs- und wahrnehmbare Lebenszusammenhänge aufmerksam zu machen, die sich dort erschließen, wo man/frau konsequent der „Goldenen Regel“ nachgeht.

Der alte Ratgeber-KNIGGE mag damit überholt sein. Grundgedanken des originalen KNIGGE leben fort. 36 Jahre war Adolph Freiherr von Knigge alt, als er im Rahmen seiner schriftstellerischen Tätigkeit 1788 seine Abhandlung „Über den Umgang mit Menschen“ veröffentlichte. Nicht von ungefähr wurde sie zum Bestseller und erschien zwei Jahre später bereits in dritter Auflage. Knigge fand als Wegbereiter aufgeklärt-bürgerlichen Lebensgefühls nicht nur begeisterte Leser. Es gab auch Kritiker aus der neuen moral-philosophischen Schule. 1795, ein Jahr vor seinem Tode, setzt sich Knigge in der Schrift „Über Eigennutz und Undank. Ein Gegenstück zu dem Buche: Über den Umgang mit Menschen“ mit diesen auseinander. Im „Ersten Abschnitt“ der „Von den Bewegungsgründen welche den Menschen zu moralischen Handlungen bestimmen“ handelt „und in wie fern dabey die Beförderung seines eigenen Nutzens und seiner Glückseligkeit die Haupt-Triebfeder sey und seyn dürfe“, steht am Ende des 12. Unterabschnittes zu lesen: „... unser Betragen in Rücksicht Andreer wird gewiß tadellos seyn, wenn wir ihr Interesse uns so theuer seyn lassen, wie unser eigenes. Denn was kann dem Menschen näher liegen, als sein eigenes Wohlseyn, seine Erhaltung, sein eigenes Ich, an das ihn jeder Othemzug erinnert? Die Beförderung dieser eignen Glückseligkeit schreibt Jesus dann auch als das kräftigste Motiv zu Erfüllung der Pflichten gegen Andre vor: ‚Handelt‘ sagt er ‚so gegen sie, wie Ihr wünscht, daß sie gegen Euch handeln sollen!‘“<sup>83</sup>

---

83 S. 26, zitiert nach: Werner Zillig (Hrsg): Gutes Benehmen, Anstandsbücher von Knigge bis heute, Verlag Directmedia Berlin 2004, Digitale Bibliothek Band 108, S. 10029.